



Aufwärts. Jahrgang 20, Nr. 9 September 15, 1967

Köln: Bund-Verlag, September 15, 1967

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts 9

Köln, 15. September 1967 . 20. Jahrgang . Preis 50 Pfennig

Israelische und deutsche Schülerin begegnen sich in Köln Foto: Udo Hoffmann



Gespräche mit dem Osten bei Wahrung

Von Ludwig Rosenberg

Seit einigen Jahren befindet sich die bis dahin starre Ostpolitik in Bewegung. Was früher als die einzige wirksame Methode des Verhaltens der westlichen Welt gegenüber den Ostblockstaaten angesehen wurde, was ohne Diskussion oder Überprüfung nahezu zum Fetisch erhoben war, wurde und wird einer ständigen Überlegung auf seine Wirksamkeit und Richtigkeit unterzogen. Parteien, Kirchen, Jugendorganisationen, Studentenverbände – praktisch alle Gruppen unseres Volkes beschäftigen sich mit der Frage: Ist die früher einmal geübte Haltung gegenüber den Ostblockländern noch sinnvoll – bringt sie uns weiter? Auch die Regierung erprobt praktische Methoden, von den starren Prinzipien einer extremen Hallstein-Doktrin zu einer beweglicheren Haltung zu kommen. Das ist eine Erscheinung, die nicht aus völlig neuen Erkenntnissen stammt, sondern aus der Tatsache, daß sich seit 1950 einiges in der Welt verändert hat und daß man sich außerhalb des Zeitgeschehens bewegt, wenn man solche Veränderungen nicht beachtet. Es ist eine Erscheinung, die nicht nur in Deutschland, sondern weit früher in den meisten Ländern der westlichen Welt beachtet und zum wesentlichen Teil von ihnen sogar gefördert wurde. Begriffe wie „Politik der Stärke“ hatten eigentlich niemals den Sinn, der von vielen darunter verstanden wurde. Denn kein vernünftiger Mensch kann eine Politik der Schwäche wollen, die in Wahrheit überhaupt keine Politik, sondern Unterwerfung bedeuten würde.

Politik der Stärke stellt die Frage: Stärke wofür? Stärke kann man zu zwei Dingen nutzen: zur physischen Anwendung der Stärke – also zum Kampf, oder als Ausgangsbasis für das Gespräch. Stärke nur um der Stärke willen ist sinnlos und steril. Es ist also einfach falsch, das Gespräch als Schwäche aufzufassen, als Aufgeben einer starken Position, als Beginn der Unterwerfung, als gefährliche Schwärmerei.

Nicht umsonst fürchten gerade die, die Mauern bauen und Minenfelder legen, die Menschen nicht zueinanderkommen lassen wollen, das Gespräch. Sie wissen warum. Sie müssen das Gespräch fürchten, denn niemand weiß besser als sie selbst um die Schwäche ihrer Argumente.

Wer die Menschen in der Bundesrepublik Deutschland ständig als Revanchisten, Faschisten, kriegslüsterne Militaristen und sonst was noch hinstellt, wer aus dieser Lüge seine Existenzberechtigung und seine Bedeutung ableitet – der muß natürlich nichts so fürchten wie die Wahrheit, wie den Anschauungsunterricht, der durch Gespräche und Besuche in der Bundesrepublik und in den Ostblockländern gegeben wird.

Wer aber glaubt, daß es nichts gibt, was eindringlicher überzeugt als der Augenschein, als das, was man sieht und selbst erlebt, wer Vertrauen zu seinen Argumenten und seiner Über-

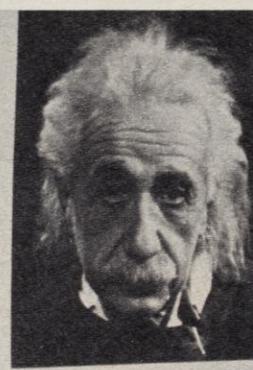
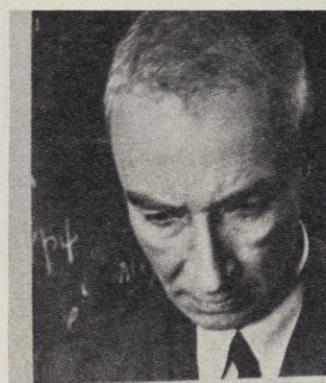
zeugung und zu sich selbst hat, der kennt die hysterische Angst jener nicht, die in jedem Gespräch mit Kommunisten die Gefahr sehen, daß man seine eigene Überzeugung dabei verliert und „unterwandert“ wird.

Wenn die demokratische Weltanschauung und Lebensform so leicht zu beseitigen und zu unterwandern wären, dann wären sie längst nicht mehr existent. Denn nirgendwo gibt es soviel Freiheit und Möglichkeiten zur Unterwanderung wie in der Demokratie, deren Kraft auf der Überzeugung und der festen Gesinnung ihrer Bürger und jedes einzelnen von ihnen beruht.

Leben in einer gespaltenen Welt

Als die erste Delegation der russischen Gewerkschaften uns in Deutschland besuchte, sagte ich bei der Begrüßung, daß es nicht sehr sinnvoll sein werde, sich über Ideologien zu streiten, da man sich gegenseitig nicht überzeugen könne. Wohl aber sei es sinnvoll, unseren Gästen zu zeigen, wie die deutschen Gewerkschaften arbeiten, wie die deutschen Arbeitnehmer wirklich leben, und wie wir denken und wofür wir leben. In diesen rein mensch-

Im Gespräch



„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Postfach 409. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 82821. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupferstichdruck: dumont presse, Köln

der Grundsätze

lichen Bereichen werde sich zeigen, daß es Grundsätzliches gibt, was uns gemeinsam sei, und daß es wichtig ist, sich dessen bewußt zu werden. Es wäre weit gefehlt, zu glauben, solche Gespräche und solche Besuche könnten grundsätzlich an der Tatsache etwas ändern, daß sich leider in unserer Zeit zwei grundverschiedene Welten gegenüberstehen. Das zu hoffen, ist ebenso naiv wie der Glaube, daß man für dauernd in einer Welt der eisernen Vorhänge und Mauern leben und sich lediglich auf eine Balance des Schreckens und der atomaren Furcht verlassen könne. Wer versucht, diese gespaltene Welt so zu sehen, wie sie ist, wird ebenso mit Kreuzzugsidéen aufräumen wie mit dem Gedanken einer paradiesischen Harmonie, weil wir doch alle Menschen sind und doch alle den Frieden wollen.

Er wird sich damit abfinden, daß wir noch sehr lange in einer gespaltenen Welt leben müssen, daß wir aber einiges dazu tun können, diese Spaltung erträglich, für die Menschen menschlicher und im Rahmen des Möglichen vernünftiger zu gestalten. Er wird sich darüber klarsein, daß es wichtig und für die eventuellen Möglichkeiten späterer Zeit notwendig ist, Haß und Vorurteile abbauen zu helfen, Klischeevorstellungen auszuräumen und den Vorhang der Lügen und Verdrehungen zu zerreißen. Damit baut er Möglichkeiten hysterischer Reaktionen ab, tut etwas zur Beseitigung der Furcht und des Mißtrauens, die die schlimmsten Emotionen sind, und er zeigt die wahren und entscheidenden Differenzen auf, ebenso wie manches gemeinsame Interesse. Solange Haß und Furcht, einseitige Verhetzung und Schablonen in Völkern als Ansichten über andere Völker herrschen, ist es jederzeit möglich, Menschen aufeinanderzusetzen.

Solange Fanatiker auf beiden Seiten alles nur unter diesen Aspekten sehen, solange sie die Möglichkeit haben, ihre Völker von wahren und direkten Informationen durch Gespräch und Besuch abzuschneiden, solange befinden wir uns in einem Circulus vitiosus, aus dem kein Ausweg ist. Fanatiker, so sagte einmal der vielzitierte Lichtenberg, sind zu allem fähig – sonst aber zu nichts.

Eindeutigkeit

Eine verantwortungsbewußte Politik muß anders handeln. Sie muß eindeutig und klar ausgehen von dem festen und unverrückbaren Standpunkt, den ein wirklich freier Mensch sein eigen nennt: daß es nichts, aber auch gar nichts gibt, was ihn veranlassen könnte, seine Freiheit, seine demokratischen Rechte und seine Unabhängigkeit aufzugeben; daß selbst der goldene Käfig ein Käfig bleibt und daß kein Zuckerbrot und keine Peitsche ihn seine Gesinnung ändern lassen kann.

Gerade das macht ihn stark im Gespräch mit jenen, die anderen Ideen anhängen. Denn es gibt kein Argument gegen die Freiheit und gegen das Recht. Es hat es nie gegeben, und es wird es nie geben. Wer also vor Gesprächen Angst hat, wer selbst mißtrauisch ist und glaubt, daß

er Gefahr läuft, dabei zu unterliegen – der überschätzt die Kraft der Dialektik und unterschätzt die Stärke seiner eigenen Gesinnung. Diese Art Mißtrauen ist Mangel an Selbstvertrauen.

Wer glaubt, daß ausländische Besucher etwa manche Mängel unseres Gesellschaftssystems feststellen könnten, die wir selbst offen kritisieren, ist ein Kleingläubiger gegen sich selbst. Denn das ist ja gerade die Stärke der Demokratie, daß sie Mißstände aufzeigen, offen diskutieren und dadurch bekämpfen und beheben kann. Das ist ja gerade das Glück dieser Lebensart, daß nicht alles „großartig“ und „Errungenschaft“

sein muß, was von oben verordnet wird. Wir haben am praktischen Beispiel erfahren, daß gerade diese Offenheit, gerade dieses Nichtverstecken, gerade die Tatsache, daß es hier keine Potemkinschen Dörfer gibt, der beste Anschauungsunterricht für unseren ausländischen Besucher ist.

Wenn es umgekehrt Leute gibt, die jenseits des Vorhangs in Entzücken verfallen, wenn sie dort Dinge finden, die man bei uns seit langem als selbstverständlich kennt, so braucht uns das nicht zu beirren. Es ist eher komisch als gefährlich, und man weiß „drüber“ sehr wohl, wie man diese Ostjubler einschätzen muß.

Zivilisierte Formen

Es sind und bleiben verschiedene Welten: Die eine, in der man gegen den Besuch des Schahs lautstark demonstrieren kann – die andere, in der dieselbe Schah in Ehren und ohne jede Gegendemonstration als Staatsgast gefeiert wird. Wir sind glücklich, daß man hier demonstrieren kann. Wollen also der Deutsche Gewerkschaftsbund und seine Gewerkschaften solche Kontakte aufnehmen, so tun sie das, ohne Grundsätze zu verraten oder Gesinnungen aufzugeben. Sie tun es, weil sie dazu beitragen wollen, Menschen aus jenen Ländern – auch Funktionären aus jenen Ländern – zu zeigen, daß in der Bundesrepublik Deutschland der Wille nach Frieden, nach einem vernünftigen Zusammenleben, nach möglichst normalen Beziehungen zu allen Völkern lebendig ist und daß die offiziell gezeigten Schablonenvorstellungen nicht zutreffen, die so oft und so gern verbreitet werden. Das ist weder Verbrüderung noch Unterwerfung. Das ist weder Aufgabe unserer Gesinnung noch Mangel an Vertrauen in uns selbst.

Wo uns grundsätzliche Anschauungen trennen, werden sie weder verwischt noch verschwiegen. Das Gespräch findet allerdings nicht mehr in Form von gegenseitigen Anpöbeln über den Stacheldraht, sondern in normalen zivilisierten Formen statt. Wir sind Mitglied des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften. Wir haben diesen Bund Freier Gewerkschaften mitgegründet, und wir werden ihm die Treue halten – nicht nur ihm, sondern auch seinen Grundsätzen. Wir werden aufmerksam darauf achten, daß in ihm keine Gewerkschaft Mitglied sein kann, die andere als demokratisch freiheitliche Grundsätze bei sich gelten läßt. Wir sind auch hier der Meinung, daß die Geschlossenheit und Einheitlichkeit der Grundanschauungen wichtiger als die Universalität ist. Und wir glauben, daß der Maßstab dafür, was und wer eine freie Gewerkschaft ist, nicht nur nach dem Grundsatz bemessen sein kann, ob sie antikommunistisch, sonst aber keineswegs eine wirklich freie Gewerkschaft ist.

Wir glauben, daß die deutsche Gewerkschaftsbewegung auch in der Zeit, die vor uns liegt, ihren Beitrag dazu zu leisten hat, die starren Fronten aufzulockern – ohne auch nur einen Deut ihrer Grundsätze und ihrer Überzeugungen zu opfern, und ohne aus dem Extrem des waffenstarrenden Gegeneinanders in das eines Zustandes des Durcheinanders und der Verbrüderung zu verfallen.



Foto: Udo Hoffmann

Gibt es einen „Notstand der Jugend“ in

Stellungnahme zu einer „Dokumentation“ des FDJ-Zentralrates
Von Christian Götz

Es kann heute als gemeinsame Auffassung aller Parteien und der politischen Öffentlichkeit in der Bundesrepublik bezeichnet werden, daß wir von der Wiedervereinigung weiter entfernt sind denn je. Niemand ist bereit und in der Lage, irgendeinen – u. U. noch so fern – Zeitpunkt für ihre Realisierung zu fixieren. Auch wenn der Schlüssel für die Wiedervereinigung bekanntlich nicht in Ostberlin liegt, so hat zu dieser nüchternen Beurteilung vor allen Dingen die eisige Reaktion Ulrichs und der

Methoden Ulrichs vielmehr erkennbar dadurch absetzen, daß wir immer wieder bereit sind, uns mit den politischen Vorstellungen der SED und der von ihr abhängigen Organisationen sachlich, nüchtern und kritisch auseinanderzusetzen.

II.

In diesem Sinne möchte ich Stellung zu einer Publikation beziehen, die der Zentralrat der FDJ vor einigen Monaten herausgegeben hat. Die 87 Seiten umfassende Broschüre beschäftigt sich mit der Situation der Jugend in der Bundesrepublik. Sie trägt den langen und bezeichnenden Titel: „Notstand der Demokratie – Notstand der Jugend / Eine Dokumentation, wie in der Bundesrepublik die Grundrechte der Jugend mit Füßen ge-

Abschnitt – an keiner Stelle Vergleiche zwischen der jeweiligen Situation der Jugend in der DDR und in der Bundesrepublik angestellt werden. Jeder Abschnitt läuft – wie nicht anders zu erwarten – auf die Feststellung hinaus, daß in der Bundesrepublik die Rechte der Jugend, die in den vier zitierten konkreten Punkten genannt sind, in keiner Weise gewährleistet werden. Zur „Beweisführung“ dienen nebeneinander durchaus berechtigte Kritik an bestimmten jugendpolitischen Fakten in der Bundesrepublik, nicht belegte Behauptungen und üble Diffamierungen. (Die berechtigte Kritik wird durch die anderen beiden Punkte völlig abgewertet und gerät in ein schiefes Licht.) Für alle drei Formen der „Beweisführung“ seien

würdigkeit. Unnötige Angriffsflächen bieten auch unqualifizierte Äußerungen mancher unserer Politiker. So finden sich in der Broschüre natürlich die im wahrsten Sinne maßlosen Schimpfkanonen des früheren Bundeskanzlers Erhard in aller Ausführlichkeit wieder.

Eine auffallend große Zahl von unbelegten Behauptungen und Diffamierungen enthält insbesondere der erste Abschnitt der „Dokumentation“, der sich mit dem Recht der Jugend „auf ein Leben in Frieden und Sicherheit“ beschäftigt. So wird z.B. behauptet, daß die Bundesregierung die „Neuordnung Europas im Stile Hitlers“ anstrebe und dabei „mit der Annexionierung der DDR“ beginnen wolle. Während in der Broschüre an vielen Stellen zum Beweis negativer Tatbestände durchaus aus amtlichen Erklärungen der Bundesregierung zitiert wird, fehlt hier ein Hinweis auf den immer wiederholten Gewaltverzicht aller bisherigen Bundestage und Regierungen in der Bundesrepublik. An einer anderen Stelle wird die Bundeswehr als das „aggressive Instrument der herrschenden Kreise in Bonn“ bezeichnet, „dazu ausersehen, die Ergebnisse des zweiten Weltkrieges zu revidieren, den Überfall auf die DDR und die „Neuordnung Europas“ durchzuführen“. Abgesehen von der Unsinnigkeit dieser Behauptungen wird verschwiegen, daß alle Kampfeinheiten der Bundeswehr in die NATO integriert sind, und daß somit die „herrschenden Kreise in Bonn“ gar nicht direkt über ihren Einsatz verfügen können. Die vielen Hunderttausende junger Menschen, die inzwischen ihrer Wehrpflicht in der Bundesrepublik genügten, werden bestätigen können, wie lächerlich eine andere Behauptung der Broschüre ist, nach der „den Bundeswehrangehörigen pausenlos eingehämmert wird, sie erfüllten eine Art ‚Befreier-Mission‘ gegenüber der DDR.“

Vietnam

Abenteuerlich, kriminell und – wenn es nicht um eine so ernste Sache ginge – auch lächerlich wird die Broschüre in den Passagen, in denen sie zu beweisen versucht, daß die Bundesregierung den Krieg der USA in Vietnam unterstützt. U.a. heißt es wörtlich: „Mit der immer offeneren Beteiligung der Bundesregierung und der westdeutschen Monopole am Vernichtungskrieg der USA in Vietnam erreicht die Gefährdung des Friedens und des Lebens der westdeutschen Jugend eine neue Stufe. Nach der Devise ‚helfe ich dir bei deiner Aggression in Asien, dann hilfst du mir bei der geplanten Aggression in Europa‘, beteiligt sich die Bundesregierung am Vernichtungskrieg der USA in Vietnam.“ Nun kann man durchaus der Auffassung sein – und gerade viele politisch engagierte junge Menschen in unserem Lande sind es –, daß sich die Bundesregierung deutlich von dem Kriegsgeschehen in Vietnam – insbesondere auch von der Art der amerikanischen Kriegsführung – distanzieren sollte. Es ist aber verleumderisch, von einer offenen Beteiligung zu sprechen. Die Zielrichtung solcher falschen Zweckbehauptungen wird deutlich, wenn man wenige Zeilen weiter mit dem absurdem Vorwurf konfrontiert wird, die Bundesregierung wolle sich damit die Unterstützung für eine eigene geplante Aggression in Europa einhandeln. Beweise für alle diese Behauptungen fehlen in der Broschüre. Es sei denn, man wertet den Vorwurf als „Beweis“, die „Helgoland“ habe nicht die humanitäre Aufgabe, als Lazarettschiff eingesetzt zu werden. Sie solle vielmehr „den US-Aggressoren als Truppentransporter dienen“.



SED auf die Ostpolitik der neuen Bundesregierung beigetragen. Durch die Verweigerung von Passierscheinen und den Erlaß des sogenannten „Staatsbürgergesetzes“ hat das SED-Regime erneut drastisch unterstrichen, daß es nicht nur ein erklärter Gegner der Wiedervereinigung nach demokratischen Prinzipien ist, sondern darüber hinaus alles in seinen Kräften stehende tut, um noch bestehende Gemeinsamkeiten und Kontakte zwischen den Menschen in beiden Teilen Deutschlands zu zerstören. Diese gezielt negative Politik ist mit einer permanenten Diffamierungskampagne gegen die Bundesrepublik und ihre führenden Männer in den Parteien, Verbänden, Gewerkschaften und Kirchen verbunden. Die geschilderten Fakten dürfen – auch wenn das manchmal menschlich verständlich wäre – für Inhalt und Diktion der in der Bundesrepublik konzipierten gesamtdeutschen Politik aber nicht bestimmt sein. Wir müssen uns von den

treten werden.“ In einer Präambel werden wörtlich folgende Forderungen erhoben: „Die westdeutsche Jugend hat ein Recht – auf ein Leben in Frieden und Sicherheit – auf gleichberechtigte Mitbestimmung in der Gesellschaft – auf soziale Sicherheit und Gleichberechtigung – auf moderne, humanistische Bildung“. Entsprechend diesem Katalog ist die Broschüre in vier Abschnitte gegliedert. Jeder Abschnitt ist wiederum nach einem bestimmten System aufgebaut. Nach einigen einleitenden Sätzen wird aus einer Vielzahl von Beschlüssen, die insbesondere die Gewerkschaftsjugend und die Falken in den letzten Jahren gefaßt haben, zitiert. Anschließend folgen Auszüge aus Büchern und Untersuchungen, die in der Bundesrepublik zu Jugendfragen erschienen sind. Den Abschluß bildet ein Katalog mit detaillierten Forderungen. Interessant ist, daß – mit einer unbedeutenden Ausnahme im letzten

Beispiele genannt.

So enthalten z.B. die letzten beiden Abschnitte, die sich mit Sozial- und Bildungsfragen beschäftigen, viele zu Recht kritisierte Fakten. U.a. wird auf das unbefriedigende Jugendarbeitsschutzgesetz, vor allen Dingen auf seine unzureichende Anwendung und Überwachung in der Praxis, das immer noch nicht verabschiedete moderne Berufsausbildungsgesetz, das fehlende Ausbildungsförderungsgesetz, den geringen Anteil von Arbeiterkindern an den Studierenden, den unmöglichen Inhalt vieler Lesebücher usw. hingewiesen. Diese Aufzählung zeigt, daß es nicht nur aus objektiven Gründen notwendig ist, in wichtigen Bereichen unserer Sozial- und Bildungspolitik entscheidende Änderungen vorzunehmen. Wir verlieren im Rahmen unserer gesamtdeutschen Politik sonst auch bei unseren Bestrebungen, in der Bundesrepublik das Gegenbild eines demokratischen und sozialen Rechtsstaates zu verwirklichen, an Glaub-

der Bundesrepublik?

Keine Revanchisten

III.

Schon die wenigen aufgeführten Beispiele für die Art der „Beweisführung“ in der FDJ-Broschüre genügen für die eindeutige Feststellung, daß hier nicht von einer „Dokumentation“ die Rede sein kann. Dann dürften nur belegbare Fakten aufgeführt werden. Der bezeichnende Titel der Publikation sowie ihr Inhalt und ihre Diktion lassen klar erkennen, daß es der FDJ darum geht, ein ganz bestimmtes Bild über die politischen Verhältnisse in der Bundesrepublik zu zeichnen. Danach befinden wir uns in einem Zustand permanenter Kriegsvorbereitung, in einer „neuen Vorkriegszeit“, die „bürgerlich-demokratischen Freiheiten wurden restlos liquidiert“, es herrscht

len? Kritische Äußerungen wären dann ja auch gar nicht erlaubt und mit unmittelbaren Gefahren für Leib und Leben verbunden. So gesehen, widerspricht die FDJ sogar in ihrer „Dokumentation“ ihrer eigenen Perspektive und Ideologie diametral, wenn sie in der Präambel hervorhebt: „Allein seit Anfang 1965 fanden auf bezirklicher, Landes- und Bundesebene über 100 bedeutsame Konferenzen der Gewerkschaftsjugend, der Naturfreundejugend, der Falken, Jungsozialisten und anderer demokratischer Jugend- und Studentenverbände statt, auf denen in fast 2000 (!) Anträgen und Entschließungen die Delegierten ihre Forderungen zur Gewährleistung der Grundrechte der Jugend in der Bundesrepublik

los allen Jugendlichen gestatten, in die Bundesrepublik zu fahren und sich selbst zu informieren. Eine Mauer wäre dann überflüssig. Wir würden einen solchen Besucherstrom begrüßen. Die Jugendlichen aus Mitteldeutschland würden feststellen, daß es neben vielen – aufgrund der unterschiedlichen Erziehung – gegensätzlichen Auffassungen, auch viele Gemeinsamkeiten gibt. Sie würden in der Bundesrepublik eine politische Jugend kennenlernen, der tatsächlich vieles im eigenen Lande nicht gefällt, die aber durchaus nicht das Gefühl hat, permanent in einem „Jugendnotstand“ zu leben; eine Jugend, die – wie auch die FDJ nicht bestreitet – um ihre Rechte kämpft und eine Chance dazu hat.



die „Diktatur einer kleinen Handvoll Rüstungsmilliardäre“, im sozial- und bildungspolitischen Bereich wurde bisher überhaupt nichts geleistet. Aus allen diesen Gründen befindet sich die Jugend in unserem Lande in einem „Notstand“. An dieser Stelle ergibt sich schon fast selbstverständlich die Frage, was die FDJ mit ihrer „Dokumentation“ eigentlich erreichen will. Nach eigenen Angaben will sie die fortschrittlichen Kräfte unter der Jugend in der Bundesrepublik auffordern, gegen die genannten Mißstände und für die Verwirklichung der Demokratie zu kämpfen. Dieser Appell ist aber gerade aus der Perspektive der FDJ in mehrfacher Hinsicht sinnlos. Wenn die Verhältnisse in der Bundesrepublik der Beschreibung der FDJ auch nur annähernd entsprechen würden, wo sollte dann überhaupt noch eine fortschrittliche Jugend herkommen? Wie hätte sie sich das notwendige politische Wissen und das kritische Bewußtsein aneignen sol-

niederlegen.“ Die FDJ hat bisher nicht die Möglichkeit gehabt, sich auch nur annähernd in demselben Umfang kritisch mit den Verhältnissen in der DDR auszusezusetzen. Ich halte die FDJ-Funktionäre für zu intelligent, als daß sie auf diesen Vorwurf (an das SED-Regime) mit dem „Argument“ antworten würden, in ihrem Lande gäbe es nichts zu kritisieren, und das „Paradies auf Erden“ sei dort bereits verwirklicht.

Theoretisch könnte die Broschüre der FDJ andererseits die Aufgabe haben, die Jugendlichen in der DDR über die Situation ihrer Alterskameraden in der Bundesrepublik zu informieren. Aber auch dazu wird sie sich, da sie zu primitiv angelegt ist, nicht eignen. Jugendliche sind unabhängig von Grenzen skeptisch. Wenn die FDJ ihren eigenen Vorstellungen tatsächlich glaubt, könnte sie auch aus ihrer Sicht ohne Gefahr unterschieds-

IV.
Die FDJ befindet sich in einem Dilemma. In allen offiziellen Verlautbarungen begrüßt sie immer wieder, daß es eine kritische Jugend in der Bundesrepublik gibt. Sie übersieht dabei, daß kritisches Verhalten nicht teilbar ist. Wenn es erfreulicherweise vorhanden ist, dann Wendet es sich gegen kritisierbare Tatbestände in beiden Teilen Deutschlands. Gerade kritisches Verhalten befähigt auch dazu, eine Dokumentation von einem propagandistischen Pamphlet zu unterscheiden.

Die FDJ hat mit dieser Veröffentlichung allen jenen politischen Kräften, gerade auch unter der Jugend, die für eine innerdeutsche Entspannung eintreten und trotz aller Schwierigkeiten eine Verstärkung gesamtdeutscher Jugendkontakte anstreben, den denkbar schlechtesten Dienst erwiesen.

Die deutsche Arbeiterschaft ist nicht revanchistisch. Das hat jetzt eine sowjetische Gewerkschaftsdelegation nach einem zwölfjährigen Besuch in der Bundesrepublik festgestellt. Werner Baader berichtet darüber:

Für jeden kommunistischen Funktionär gehört es sozusagen zum ideologischen Exzerzierreglement, Vokabeln wie „Revanchisten, Nazisten, Militaristen“ im Hinblick auf die Bundesrepublik Deutschland anzuwenden. Bei allen ideologischen Bocksprüngen, denen die kommunistischen Länder Osteuropas, an der Spitze die Sowjetunion, fähig waren, blieb doch das düstere Gemälde stets unverändert, das von der Bundesrepublik gezeichnet wurde. Das Ziel dieser Darstellung ist, den Menschen im eigenen Machtbereich und in der Welt vor der deutschen Bundesrepublik Angst zu machen. Sie wurde stets als Störenfried der Weltpolitik bezeichnet. Vor diesem Hintergrund überraschte es, wenn plötzlich kommunistische Funktionäre aus der Sowjetunion feststellen, was man überall in der westlichen Welt schon immer wußte, daß nämlich die deutschen Gewerkschaften jede revanchistische und nazistische Politik ablehnen. Dies erklärte der Leiter einer sowjetischen Gewerkschaftsdelegation, Prochorow, nach einem zwölfjährigen Besuch in der Bundesrepublik, zu dem der Deutsche Gewerkschaftsbund die sowjetischen Gäste eingeladen hatte. Prochorow ist übrigens nicht irgendwer, sondern Sekretär des Zentralrates der sowjetischen Gewerkschaften.

Wenn er feststellt, die deutschen Gewerkschaften lehnen jede revanchistische und nazistische Politik ab, so ist das bedeutsam, insbesondere, wenn man sich vergegenwärtigt, daß es sich dabei immerhin um fast sechs Millionen Arbeitnehmer handelt, denn soviel sind im DGB organisiert.

Prochorow tätigte gut daran, zu Hause in Moskau dem Vorsitzenden der sowjetischen Gewerkschaften, Grischin, seine Erkenntnisse zu vermitteln. Von Grischin waren während seines letzten Besuches bei seinem Genossen Warnke in Ostberlin, dem Vorsitzenden des kommunistischen Einheitsgewerkschaftsbundes der Sowjetzone, noch andere, bösartigere Töne über die Bundesrepublik zu hören.

Die Männer des DGB in Düsseldorf, an ihrer Spitze der DGB-Vorsitzende Ludwig Rosenberg, haben eine gute, wahrscheinlich die beste und zugleich einzige mögliche Methode, mit Besuchern aus Osteuropa umzugehen. Sie halten ihren Gästen nicht erst lange Reden, sie bieten freie Informationen an. Die Gäste können wählen, welche Fabriken, welche Büros, ja sogar welche Wohnungen sie sehen wollen. Sie können mit den Arbeitern jederzeit allein sprechen.

Ludwig Rosenberg hat über solche Kontakte gesagt, der DGB wisse, daß er seine Gäste nicht überzeugen könne, aber das wolle er auch gar nicht. Vielmehr gehe es ihm darum, Vorurteile abzubauen. Im Falle der sowjetischen Gewerkschaftsdelegation – übrigens der ersten in der Bundesrepublik – ist dies in einem überraschenden Umfang gelungen. Wenn Propagandaformeln, die das politische Klima vergiften, aus dem Weg geräumt werden, dann steigen die Chancen für eine gegenseitige Verständigung.

Fotos: Udo Hoffmann

Todessprünge für die Gringos

Von Josef Reding

Pescados blancos? fragte Mantandes. Und wie immer im Mäntelchen und mit dem hellen Roten? Wie immer, Señor Mantandes, sagte ich. Im Mäntelchen und mit dem hellen Roten. Klang nach Stammgast, dieses „wie immer“. Doch war ich in den zwei Jahren, die ich als freiwilliger Cultivador unter den Maisbauern des Hinterlandes verbrachte, kaum mehr als fünf- oder sechsmal nach Axlateza geritten. Im Hafen Briefe oder Maschinenteile abgeholt, die das Postboot „Canastillo“ in großen Intervallen heranbrachte. Im Halbrund des braunen Tuffsteins war gerade so viel Platz, daß zwei Trawler gleichzeitig hier vor Anker gehen konnten; was übrigens im Hafen von Axlateza noch nicht geschehen war. Zwischen dem Wasser und dem Sockel des Küstengbirgszuges schlummerte die mit zerlappter Dachpappe benagelte Bretterhütte des Zolls. Alle anderen „Häuser“ von Axlateza standen oben, durch einige

Bleigrau. Stand die Sonne noch oder schon tief, dann wurden Grafiken sichtbar; die Schatten der Felsnadeln reckten sich, überschnitten einander und legten Schraffurspiele aus. Manchmal sprangen die Halbwüchsigen aus Axlateza von den turmhohen Klippen ins Meer; aus der Entfernung sah es aus, als vollführten die Knaben elegante Flüge in die Tiefe. Ihre Mahlzeit, Señor. Und gesegneten Appetit! Danke, Señor Mantandes, sagte ich. Den habe ich. Mit der Sorgfalt, die ein gastronomisches Meisterwerk verdient, senkte ich die Spitzen meiner Gabeln in die Capes der Fische. Erst nach einer Weile gewahrte ich, daß Mantandes die anderen Tische wusch und mit Zeitungspapier deckte. Kommt noch jemand? fragte ich. Vielleicht Cresco, der Zöllner? Cresco muß auf das Postboot warten. Wissen Sie doch, Señor Cultivador. Sie warten ja selbst darauf.

spätestens einigen Jahren entbehrliech zu machen. Das ist mein Auftrag: so schnell wie möglich dafür zu sorgen, daß ich überflüssig werde.

Dann werden Sie heute abend noch hier sein, Señor Cultivador? fragte Mantandes.

Wenn bis dahin die „Canastillo“ noch nicht hier ist, sicher. Ich erwarte zwei Sack Kunstdünger und ein paar Ersatzteile für unseren Traktor. Möchte ohne diese Dinge nicht zurückreiten. Warum fragen Sie, Mantandes? Haben Sie heute abend etwa keinen Tisch mehr für mich frei? Es sieht ja fast so aus, als erwarteten Sie eine ganze Horde ausgehungerter Banditos.

Ich zeigte auf das kunterbunte Geschirr auf den Tischen.

Mantandes wischte mit einem Spültuch den Staub von den Tellern.

Banditos nicht, sagte er. Eher das Gegen teil. Axlateza erwartet heute zum ersten mal Menschen, die Geld bringen: Tou

weilen die Reisenden sich. Und Lange weile, die spricht sich herum. Spätestens nach dem zweiten Schub können Sie das Fremdenverkehrsbüro wieder zumachen. Wo steht es überhaupt?

Da unten! Mantandes zeigte auf die Zollhütte am Hafen, vor der Cresco mit einem zerfledderten Buch hockte.

Cresco ist ...?

Jawohl, Cresco der Zöllner ist Leiter des Fremdenverkehrsbüros. Und ich bin Präsident der „junta bella panorama“! Das machen wir nebenberuflich, versteht sich. Bis eines Tages das Touristengeschäft so läuft, daß es uns ganz ... Mantandes, machen Sie diesen Ort nicht lächerlich! Die Fremden wollen was sehen für ihr Geld.

Die Gringos werden etwas zu sehen bekommen für ihr Geld.

Aber nicht nur das Meer!

Nicht nur das Meer, Señor Cultivador. Wie lange wollen Sie die Fremden denn hier behalten? fragte ich.



hundert Stufen, die in den Tuffstein der Steilküste gehauen waren, mit dem Hafen verbunden. Ich ritt nicht nur wegen der Post oder den Pescados blancos ins Dorf. Obgleich die Pescados con mantilla mir schon bei der ersten Mahlzeit so gut geschmeckt hatten, daß es seither für mich keinen Grund gab, bei Mantandes etwas anderes zu bestellen als eben diese Köstlichkeit. Mantandes briet zierliche Weißfische in Kokosfett, panierte sie mit gestoßenen Paranüssen, bestrich sie mit Ahornsirup und buk das Ganze in oblatendünne Maismehlmäntelchen ein. Trank man zu diesen Pescados blancos in mantilla den Rosé – den Mantandes schon darum empfehlen durfte, weil er aus den Lavaweingärten seines Schwagers stammte –, dann wurde einem der Begriff Harmonie deutlich; an diesem Menü stimmte alles. Mantandes besaß die seltene Gabe, dem Menschen mit Hilfe des Kochtopfs eine Ahnung von bestimmten Winkeln des verlorengangenen Paradieses zurückzugeben.

Doch neben der Wohltat des Gaumenschmauses schenkte Mantandes seinen Gästen den Blick von der Steilküste aufs Meer. Der Atlantik hatte von diesem Punkt aus nicht jene großartige Lange weile, die Kenner diesem Ozean nachsagen müssen. Von Mantandes' Taverne aus gesehen hatte das Meer Relief; schon die Felsruden, der Küste vorge lagert und in wohltuenden Rhythmen schaumig überbrandet, belebten das

Ja, ich warte auch auf die „Canastillo“, sagte ich. Aber eigentlich bin ich froh, wenn sie erst morgen eintrudelt. Dann kann ich noch einmal bei Ihnen essen, Señor Mantandes.

Ich bedanke mich für das Kompliment und werde es meinen Weißfischen weiter sagen. Aber wie ist es mit den Campesinos? Können die Bauern Sie entbehren? Man hört viel Gutes von Ihnen, Señor. Seitdem Sie im Hinterland arbeiten, sollen sich die Maisernten verdoppelt haben.

Auch ich bedanke mich für das Kompliment und gebe es meinen Saatkörnern weiter, sagte ich. Der Mais steht gut. Reicht uns schon bis zur Hüfte. Im Augenblick kann man nicht mehr tun als Vogelscheuchen aufstellen.

Darum müßten Sie aber dringend zurück, Señor!

Meinen Sie? Schließlich gibt's auch noch andere Vogelscheuchen als mich.

So habe ich es nicht gemeint, Señor. Ich wollte nur sagen: die Campesinos auf dem Plateau sind dumm wie Miesmuscheln. Die können noch nicht einmal richtige Vogelscheuchen zimmern. Sie wissen's doch, Señor Cultivador. Sie haben sich doch schon zwei Jahre mit den Bauern herumgeplagt. Sind wegen dieser Flachsädel aus Europa hierher gekommen. Habe ich ja nie verstehen können. Aber jetzt sind Sie unentbehrlich, Señor.

Ich weiß nicht, Señor Mantandes. Ich bin eher hierhergekommen, um mich in

risten! Aber für Sie ist noch immer ein Platz frei in meinem Haus, Señor Cultivador!

Touristen? Ich legte die Gabeln auf den Teller, obgleich die Pescados noch nicht verzehrt waren. Touristen? In diesem gottverlassenen Weltwinkel? Touristen nach Axlateza? Wie haben Sie das geschafft, Mantandes?

Mantandes belehrte mich gelassen wie einen kleinen Jungen, dem man Sachen beibringen muß, die er wahrscheinlich noch nicht verstehen wird. Kein Winkel der Welt ist von Gott verlassen, Señor, sagte er. Schließlich hat er uns hier hingesetzt, und wir haben zu essen – sehen Sie doch Ihre Fische! – und zu trinken, und wir haben unseren Verstand. Der Wirt klopft sich mit einem Holzlöffel an den Kopf. Und mit diesem Grips hier, sagte Mantandes, haben wir in Axlateza ein Fremdenverkehrsbüro eröffnet und die Touristenagentur „junta bella panorama“ gegründet.

Was wollen Sie den Touristen denn bieten? fragte ich.

Mantandes schüttelte den Kopf, betrübt über meine Halsstarrigkeit. Dann zeigte er auf die offene Küchentür und durch das Fenster auf das Meer.

Gutes Essen und die schöne Aussicht, das ist schon etwas, sagte ich. Aber die Touristen sind verwöhnte Leute. Die haben in Mexiko bereits Volksfeste gesehen, Stierkämpfe und Feuerwerkzauber. Wenn Sie ihnen keine Steigerung bieten können, Mantandes, dann lang-

Nur einen Mittag und einen Abend. Am Nachmittag fährt der Reiseleiter mit der Gesellschaft zu der Tempelruine von Hoaxletup und kommt zum Abendessen hierher zurück. Übernachten werden die Gringos ebenfalls hier. Fünf übernehme ich, die restlichen neunzehn verteilen wir über das Dorf. Das gibt gutes hartes Geld – für jeden, Señor! Und was die Zerstreuung dieser Gringos angeht, das lassen Sie Mantandes' Sorge sein.

Mantandes verschwand in der Küche. Hatte ich ihn verärgert? Das wollte ich nicht. Aber der Mann ahnte nicht, welche Scherereien er sich auflud. Ich wußte, wie empfindlich die Regierung auf Beschwerden der Touristen reagierte. Wenn es in der Hauptstadt ruchbar würde, daß Axlateza den mühsam angekurbelten Fremdenverkehr des Landes durch törichte Eigenmächtigkeiten in Verruf brachte, würde der Ort in Zukunft alles, was er an Bitschriften und Gesuchen an den Gouvernator richtete, abgelehnt bekommen. Damit würde Axlateza noch tiefer in die Vergessenheit zurück sinken, und auch dem Hinterland wäre ein schlechter Dienst erwiesen.

Heiseres Hupen. Ein langgestrecktes Haus aus Aluminium, Chrom und Glas: der Bus. Stimmen. Satzketten: Nice place, this Axla ... Axla ... isn't it in our guidebook? – Refreshing air overhere! – May be they get some viewcards ...

Das Verhängnis war nicht mehr aufzuhalten. Ich sah noch, wie Cresco die ausgetretenen Stufen von seiner Hafen-

hütte zum Dorf hinaufhastete. Dann war das kleine Zimmer in Mantandes Taverne voller Menschen und fast dunkel, weil sich die meisten vor dem schmalen Fenster drängten: Look at the boys, how they jump from the rocks into the sea! Ladies and Gentlemen, sagte der Fremdenführer, sie erleben die heiteren Spiele der jungen Generation von Axlateza. Die Sprünge von den Felsklippen sind allerdings ebenso anmutig wie gefährlich. Sehen Sie, jetzt springen die Jungen gruppenweise!

Die Halbwüchsigen auf den Felsklippen hatten sich zu zweit und zu dritt an den Händen gefaßt und jumpten so in das Wasser, das mehr als ein Dutzend Körperlängen tiefer träge und streifig strömte.

Die Pescados wurden aufgetragen. Die Touristen aus Kentucky und Iowa lösten sich erst vom Fenster, als sie sahen, daß sie auch vom Tischplatz aus die springenden Jungen im Blick behalten konnten.

Was ich befürchtet hatte, trat ein. Die Touristen, denen daheim durch faden Toast, gestanzte Hamburger und müden Ketchup die Geschmacksnerven verödet waren, wußten die Pescados blancos à la Mantandes nicht zu schätzen. Ein junger Mann rief: Salz her! Die ausgewogenen Gewürze, die Mantandes seinen Gerichten beigegeben, durch eine Überdosis Salz erschlagen!

Die Touristen aßen die Pescados in Eile. Es sah aus, als müßten die Männer und Frauen bereits in zehn Minuten wieder in Büros und hinter Verkaufstheken.

Dennoch war die Stimmung nicht schlecht. Die Blicke der Essenden hoben sich immer wieder und musterten durch die Fensterfront die Klippen mit den Jungen von Axlateza, die nicht müde wurden, zu springen und wieder auf die Spitze der Felsnadeln zu klettern. Ab und zu wurde ein besonders tollkühner Sprung mit beifälligem Gemurmel bedacht: Those boys are real artists!

Als die ersten Touristen ihren Teller von sich schoben und zu den Zahnstochern griffen, rief der Reiseleiter, ein schnurrbürtiger Ladino: Nächster Programm-punkt ist die Tempelruine von Hoaxletup. Dort können Sie noch die Opfersteine sehen, auf denen Gefangene dem Regengott zum Geschenk gemacht wurden. Ihnen wurde bei lebendigem Leibe das Herz aus der Brust gerissen. Das spielte sich noch vor zweihundert Jahren ab. Ich glaube fast, die Großväter der Männer hier waren noch solchem heidnischen Brauch zugetan! Haha!

Alle schauten auf Mantandes und Cresco, der inzwischen den mühsamen Steinpfad überwunden hatte und sich gerade schweratmend auf einen Schemel warf. Da der Fremdenführer lachte, glaubten Mantandes und Cresco auch lachen zu müssen.

Und was das grandiose Schauspiel angeht, sagte der Reiseleiter, so ist für heute abend eine Steigerung vorgesehen, die einstweilen noch Geheimnis bleibt: Dabei zeigte der Mann auf die Felsen, auf denen die halbnackten nassen Körper blitzten.

Man brach auf, nicht ohne vorher Trinkgelder unter die Teller geschoben zu haben.

Die Gringos haben Gold vergessen, sagte Mantandes, als er seine Steingut-teller abräumte.

Das Geld gehört Ihnen, Señor Mantandes, sagte ich. In den Estados Unidos ist es so Brauch, daß man das Bedienungsgeld diskret liegenläßt.

Ein guter Brauch, sagte Mantandes. Und jetzt möchte ich raus! sagte ich. Hat

die „Canastillo“ sich schon gemeldet, Cresco?

Noch nicht, sagte Cresco und machte sich hungrig über eine Portion Fischreste her, die ihm Mantandes in eine Holzschüssel gefüllt hatte. Ich fürchte, Sie müssen noch bis morgen bleiben, Señor Cultivador.

Trotzdem gehe ich nach unten, sagte ich und schlug die Tür hinter mir so heftig zu, daß sie vom Gegendruck wieder aufsprang.

Ich war verärgert, und Mantandes sollte es merken.

Als ich am Abend die Steiltreppe Stufe für Stufe hinter mich – oder besser unter mich brachte, sammelte sich schon die Dämmerung vor der Steilküste. Ich atmete auf. Der Touristenbus war noch nicht wieder vorgefahren, und im Dunkeln konnte das Schauspringen der Jungen nicht stattfinden.

Im Dorf oben war gerade noch so viel Sonne, daß einige Fenster des Busses

krümmte Gleitbahn und zersprühten nach dem Eintauchen ihrer unsichtbaren Träger auf der Meereseoberfläche.

Jetzt gruppieren sich die Fackeln zu Quartetten; je vier Lichter ätzten gleichzeitig ihre Linien in das Dunkel, ruhig und sicher. Nein, nicht ruhig und sicher. Ein Licht begann zu schwanken, scherte aus dem Kranz aus, schlug gegen den Schaft der Klippe und zerbarst. Aus Mantandes' Hütte das dumpfe Tosen eines chorischen Entsetzensschreis, angstvolle Rufe auch von den Felsnadeln. Der Raum zwischen den Klippen da draußen und der Taverne von Mantandes war plötzlich angefüllt mit böser Spannung.

Lampensignale von den Felsspitzen. Cresco, der mit den meisten Touristen aus der Hütte herausgestürzt war, buchstäblich: M-I-G-U-E-L-T-O-T!

Mantandes trat leise hinzu. Er zog den Sombrero, verharrte einige Minuten, drehte dann den Hut und sagte: Miguel ist junger Familienvater. Er hinterläßt

langer Zeit trieb sich bei uns ein Tagedieb und Trunkenbold herum. Der hieß Miguel. Seither gibt hier keine Mutter ihrem Sohn den Namen Miguel, obgleich der Mann schon vermodert ist. Ist das nicht überall so, Señor Cultivador? Ich habe meine Bücher gelesen. Wer möchte nach Nero noch Nero heißen? He? – Jetzt wissen Sie's: wenn es keinen Miguel in Axlateza gibt, dann kann auch kein Miguel sterben.

Aber bei den Klippen ...

Nichts ist passiert bei den Klippen, sagte Mantandes. Im Dunkeln springt niemand die Felsen herunter. Und wenn er es tut, bringe ich ihn selbst zum Gobernador. Mantandes sah sich um. Er senkte die Stimme: Wir haben Steine an die Fackeln gebunden. Die Jungen haben unter Crescos Anleitung tagelang geübt, die Fackeln richtig zu werfen. So zu werfen, daß die Sprunglinie dabei herauskommt. Sie haben selbst gesehen, Señor, wie es geklappt hat. Nur ein Stein wurde anders



glimmten, als er zu Mantandes' Casa schaukelte. Mantandes servierte den Touristen an diesem Abend Chilibohnen mit einer dünnen Fleischsauce. Mir brachte er wieder seine Pescados blancos. Ich freute mich darüber. Zeigte mir Mantandes' Geste doch, daß er mich nicht mit den Gringos gleichsetzte. Aber ich konnte nicht mehr weiteressen, als der Reiseleiter mit deutlichem Stolz verkündete: Meine verehrten Mitreisenden, die Touristenagentur „junta bella panorama“, repräsentiert durch Señor Mantandes, hat Ihnen für heute abend eine Steigerung des mittäglichen Programms versprochen. Diese Steigerung ist nunmehr da. Die jungen Menschen dieser aufstrebenden Gemeinde, die Sie heute mittag bei den waghalsigen Sprüngen von den Steilkuppen beobachten könnten, führen Ihnen zu Ehren jetzt die Fackelsprünge vor.

Fackelsprünge! Manchmal hörte man davon, daß ein Lebensmüder nachts mit einer Fackel von den Klippen sprang, ein unglücklich Liebender vielleicht, der durch den Flammenbogen der Dame seines Herzens ein verzweifeltes Zeichen geben wollte. Der Gobernador hatte diesen gefährlichen Unfug verboten.

Da standen die Gringos schon in dichten Trauben vor den Fenstern. Ich konnte keinen Bissen mehr hinunterkriegen, ging hinaus und stellte mich neben die Hütte. Von den Klippenspitzen lösten sich die ersten Fackellichter – von hier aus klein wie Glühwürmchen – flogen in die ge-

Frau und vier Kinder. Ich tue wohl keine Fehlbitte, wenn ich die Familie jetzt Ihrer Großmut und Unterstützung anempfehle?

Mantandes ließ den Sombrero kreisen. Die Gringos waren vom Ernst des Augenblicks gezeichnet. Ich sah, daß einige der Touristen Hundertdollarnoten in den Hut legten.

Ich zog Mantandes am Ärmel. Sie sind ein Seelenverkäufer, sagte ich. Sie verbökern das Leben der Dorfbewohner an die Gringos. Sie sind ein Aasgeier, Mantandes!

Das letzte hatte ich laut gesagt, sehr laut. Mantandes drehte sich zu den Gringos um und lächelte wehmüdig und entschuldigend. No sabe lo que se pesca, sagte er zu Cresco hinüber. Der Señor Cultivador weiß nicht, was er redet.

Mantandes sammelte zu Ende, bedankte sich würdevoll im Namen der Familie des Miguel und beauftragte Cresco, die Gringos in die Quartiere zu führen.

Wir waren allein vor der Hütte. Ein Lichtfetzen drang aus der Fensterlade und beleuchtete schwach das große Bündel der Geldscheine in Mantandes' Hand. Jetzt zu Ihnen, Señor Cultivador, raunte Mantandes. Denken Sie denn, ich hab meinen Verstand verloren? Menschenopfer für die Gringos? Das wäre ebenso gotteslästerlich wie dumm. Wir brauchen hier jeden Menschen – für den Aufschwung.

Aber Miguel ... Miguel, Miguel! sagte Mantandes. Hier in Axlateza gibt es keinen Miguel. Vor

geschmissen. So, daß er mit der Fackel auf den Klippenvorsprung schlagen mußte.

Ihr seid schön gerissen!

Wieso gerissen? fragte Mantandes. Die Gringos wollen Sensationen. Wir verschafften sie ihnen. Aber nicht auf Kosten unserer Knochen.

Mantandes trat ein paar Schritte vor, sah zum Hafen hinunter. Jetzt hörte ich es: Das Postboot tuckerte heran.

Das spricht sich herum, sagte Mantandes. Das spricht sich herum mit den Todes-sprüngen von Axlateza. Morgen abend kommen neue Touristen. Und Miguel wird wieder sterben. Und mein Sombrero füllt sich mit großem Geld. Nicht nur für mich. Für uns alle hier. Und übermorgen wieder und immer wieder.

Mantandes öffnete die Arme. Zum Hafen hin.

Und dann werden wir mit dem Geld arbeiten, sagte er. Die Felsen zurück-sprengen, Molen bauen und Lagerhäuser. Und Schiffe werden kommen, täglich, ganze Flotten, große weiße Schiffe mit Bäuchen voller Fracht und den Decks voller Touristen.

Er drehte sich wieder zu mir um. Ich treibe auf meine Art dasselbe wie Sie, Señor Cultivador, sagte er. Was denn? fragte ich.

Entwicklungshilfe, sagte Mantandes.

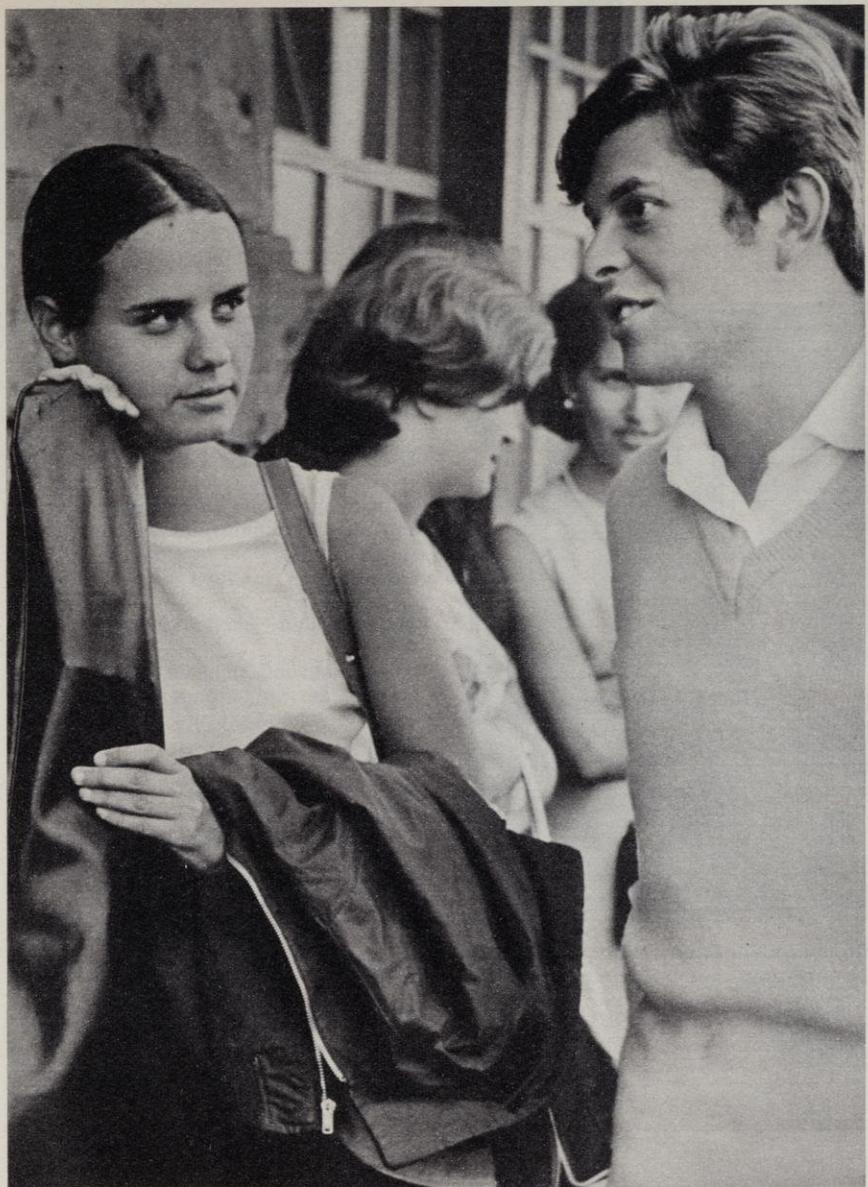
Illustrationen: Eva Ohlow

Die besten Botschafter

Zum ersten Besuch israelischer
Schüler in der Bundesrepublik



Am Weihnachtsabend des Jahres 1959 wurden in Köln die wiederhergerichtete Synagoge und das Mahnmal für die Opfer des Nazi-Terrors geschändet. Die WeltPresse hatte Schlagzeilen. Aber in der Bundesrepublik erhob sich ein Aufschrei der Empörung, der insbesondere von der Jugend kam. Was tun? Der Schuldezernent der Stadt Köln, Johannes Gisberts, ergriff die Initiative. Und dann reisten alljährlich Schüler aus Köln nach Israel. Der Schulleiter von Tel Aviv, Dr. Shaul Levin, bezeichnete die jungen Deutschen als die besten Botschafter. Und nun kamen 35 Schüler aus Israel, die eben ihr Abitur gemacht hatten, zum Gegenbesuch. Herzlich war das Wiedersehen. Die Israelis bekannten offen, daß sie mit Herzklöpfen gekommen waren. Zur Jugend hatten sie Vertrauen. Aber wie war es mit den älteren Deutschen? Eine Israeliin bekannte: „Ich bin sicher bereit, einmal mit der jungen Generation dieses Landes zusammenzuarbeiten. Aber mit den älteren Deutschen? Nein!“ Sie hatten von der NPD gehört. Sie hatten Sorge, daß sie der Vorläufer eines neuen Faschismus werden könnte. Diese Partei sei klein, wurde ihnen gesagt. Die Antwort war: „Auch Hitler hat einmal klein angefangen.“



Und auch die Sorge war da, daß eine neue wirtschaftliche Depression den Antisemitismus in Deutschland wieder stark machen könnte. Sie haben viel über die Deutschen gehört, vieles, was richtig, und vieles, was falsch ist.

Nun, die jungen Israelis und die jungen Deutschen werden auch einmal ältere Leute. Sie haben den Vorteil und das Glück, daß sie in ihrer Jugend Freundschaften schließen konnten. Ganz abgesehen davon, daß es in dieser Bundesrepublik Millionen ältere Menschen gibt, die Antisemitismus als unanständig betrachten. Die jungen Gäste aus Israel sangen hier ihre Lieder und führten ihre Tänze auf, sie diskutierten an jedem Tag mit Deutschen. „Wir sind“, sagte einer von ihnen, „von vielen Menschen sehr herzlich empfangen worden. Und diese Herzlichkeit war echt.“

Als sie wieder in ihre Heimat zurückflogen, riefen sie zum Abschied „Schalom“, das heißt Frieden. Wer anders als die Jugend aller Länder wäre mehr berufen, diesem Wort Wirklichkeit zu verleihen.

Hadobu

GdED-Jugend erstmalig in Polen

Vom 5. bis 10. Juni 1967 besuchte eine 24köpfige GdED-Jugenddelegation Polen. Es war dies die erste Studienfahrt, die von der GdED-Jugend nach Polen durchgeführt wurde.

Besucht wurden die Städte Warschau und Krakau sowie das ehemalige Konzentrationslager Auschwitz.

Ziel dieser Studienfahrt war, sich über die tatsächlichen Lebensverhältnisse in Polen etwas näher zu informieren. Ziel dieser Studienreise war aber auch das ehemalige Massenvernichtungslager Auschwitz. Mit dem Niederlegen eines Blumengebindes am neuerrichteten Ehrenmal gedachte die Gruppe namens der deutschen Gewerkschaftsjugend den über 4 Millionen Toten, die allein in Auschwitz umgebracht wurden.

Die Besichtigung des ehemaligen Massenvernichtungslagers Auschwitz ist ein dringlich und wühlt das Innerste auf. Es ist kaum zu fassen, was hier geschah. Und doch war es so; daran gibt es nicht den geringsten Zweifel. Man kann, und man darf aus moralischen Gründen nichts beschönigen.

Deutsche SS war es, die in diesem Lager über 4 Millionen Juden und andere politische Häftlinge töteten, täglich bis zu 3000. 24 Stunden am Tag waren die Gaskammern in Betrieb, waren Verbrennungsöfen in Tätigkeit.

„Arbeit macht frei“ stand und steht noch heute sinnigerweise über dem Eingangstor in Auschwitz. War es Sadismus, war es Hohn? Unmenschlich war es auf jeden Fall.

In Warschau hörte die Gruppe eine Vorlesung über die Geschichte Polens, besuchte eine technische Oberschule für das Eisenbahnwesen und führte Diskussionen mit berufstätigen Jugendlichen und Studenten sowie mit Vertretern des Zentralrates der polnischen Eisenbahner-Gewerkschaft.

Zum kulturellen Programm gehörten Stadtbesichtigungen in Warschau und Krakau sowie ein Besuch in der polnischen Staatsoper in Warschau, wo die Gruppe einer großartigen Aufführung von „Aida“ beiwohnen durfte.

Viele persönliche Kontakte mit polnischen Jugendlichen ergänzen, was in den Vorträgen und Diskussionen zu hören war. Überall wurde die Gruppe freundlich aufgenommen. Selbstverständlich konnten wir uns frei bewegen und in Warschau und Krakau alles besichtigen, was uns von Interesse schien. Man war auch von polnischer Seite sehr interessiert zu erfahren, wie es in der Bundesrepublik wirklich aussieht. Es war jedoch nicht immer leicht zu argumentieren. Die Fragen z. B., warum ehemals hohe Nazis Richter, die während des Dritten Reiches Terror-Urteile gefällt haben, noch viele Jahre in der Bundesrepublik in Amt und Würden waren; warum Leute wie Oberländer und Globke lange Zeit höchste Regierungsämter bekleideten und warum die Verlängerung der Verfolgungszeit für Naziverbrechen so umstritten war, waren nicht leicht zu beantworten.

Polen verlor während des 2. Weltkrieges rund 6 Millionen seiner Bürger, davon rund 80000 im Kampfe. Der weitaus größte Teil der polnischen Opfer wurde umgebracht in Massenvernichtungslagern wie Auschwitz und bei anderen Vernichtungskampagnen der Nazis.

Die Polen wissen jedoch zu unterscheiden zwischen den Verbrechen, die von Nazis verübt wurden und den Deutschen in ihrer Gesamtheit.

Beim Besuch einer technischen Oberschule für das Eisenbahnwesen konnten wir dem Geschichtsunterricht einer Klasse beiwohnen. Die Lehrlinge hatten ge-



Besuch in der Technischen Oberschule für das Eisenbahnwesen. Unser Bild zeigt deutsche Kollegen im Gespräch mit Lehrlingen dieser Oberschule.

In Warschaus Altstadt



rade eine Ausstellung über den 2. Weltkrieg. Auf allen Bildern waren deutsche SS-Soldaten zu sehen, wie sie töteten und vernichteten. Alle Bilder waren mit „Nazis“ oder „Faschisten“, nicht „deutsche Soldaten töteten“ ... beschrieben. 90 Prozent der polnischen Bevölkerung ist katholisch. Es ist nicht selten, daß bei Gottesdiensten die Kirchen überfüllt sind und die Menschen noch außerhalb anstehen. In Kardinal Wyschinski hat die Kirche einen mutigen und streitbaren Kirchenfürsten, der sich nicht scheut, sich mit dem System auseinanderzusetzen.

Es scheint, daß sich die Partei mit der Existenz der Kirche abgefunden hat und beide versuchen, miteinander auszukommen.

Die Priester werden vom Staat nicht be soldet, sondern sind auf die Spenden der Gläubigen angewiesen.

Bei der Restaurierung historisch wertvoller Kirchen ist der Staat sogar bereit, einen Teil der Kosten zu übernehmen.

Der Lebensstandard in Polen ist nicht so hoch wie der in der Bundesrepublik. An Nahrungsmitteln fehlt es jedoch nicht. Die Konsumgüterindustrie hat schon beachtliche Fortschritte erzielt. Die Kaufhäuser sind genauso mit Waren vollgepackt wie bei uns.

Nylon und Lederwaren sind noch recht knapp. Plastik-Haushaltsgeräte gibt es jedoch schon in größerer Menge.

Kühlschränke und Fernsehgeräte sind in den Geschäften vorrätig. Selbstverständlich ist es eine Frage des Verdienstes, ob man sich solche Artikel leisten kann. 1 kg Fleisch z. B. kostet 40 Zloty, 1 kg Brot 4 Zloty, 1 kg Butter 72 Zloty und 1 kg Margarine 12 Zloty. Das Durchschnittseinkommen beträgt monatlich 2200 Zloty. Bei vorsichtiger Schätzung bedeutet dies eine Kaufkraft von 400,— DM. Die Mieten sind billig; etwa 10 bis 15 Prozent des Lohnes. Die sozialen Leistungen des Staates sind gut, manchmal sogar besser als bei uns.

Die Oder-Neiße-Grenze ist für die Polen eine Existenzfrage. Zum besseren Verständnis muß man anmerken, daß die Polen im Osten ihres Landes an Rußland weitaus mehr Land abtreten mußten, als sie im Westen durch die alliierten Siegermächte zugeteilt erhalten haben. Polen betrachtet jedoch seine Ausdehnung im Westen bis zu Oder und Neiße nicht als Kriegsgewinn, sondern als Rückkehr ehemals polnischer Gebiete.

In den Gebieten jenseits von Oder und Neiße werden bereits zum zweitenmal Kinder geboren. Für diese Generation ist dieses Gebiet zur Heimat geworden. Im Interesse einer Aussöhnung mit dem schwergeprüften polnischen Volk würde die Bundesrepublik gut daran tun, die Realitäten zu erkennen und Folgerungen zu ziehen.

Das polnische Volk wäre bereit – diesen Eindruck konnte man immer wieder gewinnen –, die Hand des deutschen Volkes zur Versöhnung entgegenzunehmen.

Wirklich näherkommen lernt man sich nur, wenn man sich begegnet, miteinander spricht. Manche Meinungsverschiedenheit kann in einer ehrlichen Diskussion bereinigt werden.

Vor allem lernt man kennen, was den Gesprächspartner bewegt, was ihm Sorgen macht.

Im Interesse einer besseren Verständigung mit dem polnischen Volk wäre es nur zu begrüßen, wenn solche Studienfahrten verstärkt durchgeführt werden.

Berthold Jungkunz

Charme am Damm

Von David Hodgson

Wenn jugoslawische Mädchen Bikinis anlegen, bedeutet es nicht immer, daß sie sich am goldenen Strand der Adria von der Sonne bräunen lassen wollen. Viel eher sind sie dabei, eine neue Bergstraße anlegen zu helfen oder Millionen Tonnen Erde zu verlagern, um einen neuen Damm zu bauen.

Benötigt die jugoslawische Regierung für irgendein Projekt ein größeres Kontingent an Arbeitskräften, ist sie in der glücklichen Lage, die Jugend des Landes zu Hilfe rufen zu können. Dazu bedarf es keinerlei Zwangsmaßnahmen, da die jungen Männer und Frauen, die von Schulen, Universitäten und aus Lehrstellen kommen, von sich aus das Bedürfnis hegen, ihr schönes, aber streckenweise primitives Land dem 20. Jahrhundert anzugeleichen.

Jeden Sommer schließen sich Tausende in „Jugendbrigaden“ zusammen und werden zur Mitarbeit an größeren Unternehmungen ausgesandt. Die Aufgabe besteht darin, Kraft und Willen gegen die Mächte der Natur zu ermessen und hat den Vorteil, daß die Arbeit gleichzeitig eine Charakterschulung ist und von jedem ausgeführt werden kann, ohne daß es einer Lehrzeit bedarf. Man braucht lediglich gute Arm- und Beinmuskeln und den Mut, eine Achtstundenschicht bei Temperaturen zu bezwingen, die bis zu 35 Grad ansteigen.

Über eintausend Studentinnen errichten an der Save in der Nähe von Zagreb einen Damm. Sie leben in Militärbaracken – wie bei den Soldaten findet das tägliche Waschen und Essen gemeinschaftlich statt: kalte Duschen im Freien und eine riesige heuschoberähnliche Kantine. Die Frühstück steht um 4 Uhr auf und marschiert nach dem Frühstück zur Baustelle. Die 2. Schicht beginnt um 2 Uhr nachmittags und arbeitet durch die heißesten Tagesstunden.

Die Arbeit ist einfach, aber ermüdend. Der Damm gleicht dem Höcker eines Riesenkamels – er ist zehn Meter hoch und sieben breit und spitzt sich nach oben hin zu. Auf der einen Seite ist der Fluß. Auf der anderen schürfen zwei altägyptische Bulldozer – die einzigen maschinellen Hilfsmittel – Erde, Felsen und Gestein zusammen. Die jungen Leute unterteilen sich in drei Gruppen: die eine zertrümmert Felsen und die steinarte Erde, die andere schaufelt diese Massen in primitive Holzkarren, und die dritte befördert die Karren über schmale Planken zur Höhe des Damms, wo der Inhalt entleert und festgestampft wird. Der Damm, der sich kilometerlang hinzieht, ist wie ein Ameisenhaufen, und man möchte meinen, hier dreht eine Filmgesellschaft eines ihrer biblischen Monumentalwerke. In der Frühe trägt jeder noch eine Jacke, entweicht aber die Kühle des Morgens vor dem glühenden Einbruch der Mittagshitze, erscheinen die Bikinis und Shorts.



So schön

könnte

die Erde sein

Der letzte Krieg
für wirtschaftliche und soziale
Aufrüstung
400 Milliarden DM Entwicklungshilfe?
Von Oscar Peter Brandt

21 Milliarden Dollar pro Jahr, das sind 84 Milliarden Mark, kostet der „schmutzige“ Krieg in Vietnam. Das ist mehr Geld als der gesamte Jahresetat der Bundesrepublik. Im letzten Blitzkrieg vernichteten die Israelis Flugzeuge und Panzer und anderes Kriegsmaterial ihrer arabischen Gegner im Werte von vielen Milliarden Mark. Die vielen in unserer Welt anstehenden Probleme wurden und werden durch Kriege nicht gelöst. Laßt endlich die Waffen schweigen.

Sicher ist nur eines: wir brauchen noch einen Krieg. Das ist der Krieg – weltweit und von allen Nationen geführt – für die wirtschaftliche und soziale Aufrüstung. Die Bevölkerungsexploration hält an. Jeden Tag werden 180 000 Kinder geboren. Das sind Jahr für Jahr über 60 Millionen. Das sind in fünf Jahren soviel Menschen mehr, wie der Kontinent Afrika heute an Einwohnern hat. Die Weltbevölkerung wächst jährlich um 2,5 v.H. Diesem Wachstum steht nur eine Zunahme der Nahrungsmittelproduktion um höchsten 1 v.H. gegenüber. Wer soll die Neugeborenen ernähren? Für 1,5 v.H. von ihnen, jedes Jahr 36 Millionen – gibt es keine Nahrung. Sollen diese Kinder verhungern?

Die Entwicklungsländer Asiens, Lateinamerikas und Afrikas mit den höchsten Geburtenziffern (bis 3,5 v.H.), stellen bereits 73 v.H. der Weltbevölkerung. In diesen Ländern müßte die Nahrungsmittelproduktion um jährlich 4 v.H. gesteigert werden. Bis heute noch sieht es so aus: jedes Jahr verhungern 40 Millionen Kinder, Frauen und Männer. Alle Maßnahmen: Entwicklungshilfe, Entwicklungsdienst, Allianz für den Fortschritt, Brot für die Welt, Misereor, Getreidelieferungen usw., sind nur Stückwerk geblieben. Noch zu Beginn des Jahres 1967 stellte der Generalsekretär der Weltgesundheitsorganisation (FAO) fest: „Der Hunger in der Welt ist noch größer geworden!“ Und eindringlich warnte ein Sprecher der UNO: „Entweder wir schaffen es, die Nahrungsmittelproduktion zu steigern und die Bevölkerungswalne aufzuhalten – oder wir stehen vor einer unvorstellbaren Katastrophe.“

Gibt es eine Lösung? Der ermordete amerikanische Präsident John F. Ken-

300 Milliarden Mark pro Jahr erforderlich

Militärisch abrüsten – wirtschaftlich und sozial aufrüsten, heißt das Gebot der Stunde. Auch der Papst plädierte leidenschaftlich für diese These – die einzige Möglichkeit, unsere Welt zu ordnen. 800 Milliarden DM pro Jahr wenden alle Völker der Welt für die militärische Aufrüstung auf. Soldaten vollbringen keine produktiven Leistungen – Panzer und Kanonen und Raketen sind unproduktive Ausgaben. Auch der Einwand, daß die Rüstungsindustrie Zehntausenden von Menschen Arbeit gibt, ist nicht stichhaltig. Diese Zehntausende können ebenso gut und produktiv Trecker und landwirtschaftliche Maschinen herstellen, Fabriken und Wohnungen bauen. Bei einem – natürlich weltweiten Abbau der Rüstungsausgaben um jährlich 50 v.H., an dem sich alle Völker beteiligen müß-

nend erkannte bereits im Jahre 1962: „Nie zuvor besaß der Mensch in so hohem Maße die Fähigkeit, seine Umwelt zu ordnen, Hunger und Durst zu bannen, Armut und Krankheit zu besiegen, das Analphabetentum zu beseitigen und das große menschliche Leid zu bannen. Es steht in unserer Macht, diese Generation zur tüchtigsten der Menschheitsgeschichte zu machen ... oder zu ihrer letzten.“ Auch unsere Wissenschaftler haben längst erkannt und die Computer haben es errechnet: Mit Investitionen von jährlich 25 Milliarden Mark bis zum Jahre 1980 ließe sich in den Entwicklungsländern die Produktion an Nahrungsmitteln um jährlich 4 v.H. steigern. Niemand brauchte mehr zu hungern und zu verhungern. Sie errechneten weiter: die Produktion an Treckern und landwirtschaftlichen Maschinen und Düngemitteln muß um 1000 v.H. steigen – ebenfalls die Stahl- und Energieerzeugung. Bis zur Jahrtausendwende – in nur drei Jahrzehnten also – müssen wir eine Milliarde Wohnungen bauen, um der wachsenden Weltbevölkerung ein Dach über dem Kopf zu verschaffen. Es fehlen viele Millionen Schulen, Zehntausende an Kraftwerken, Fabriken – einige hundert Millionen Lehrer und Lehrerinnen müssen ausgebildet werden. Riesige, gigantische Friedensaufgaben liegen vor uns. Für alle Völker der Welt steht, wenn wir uns ihnen zuwenden, ein Boom ins Haus, der alle unsere bisherigen Vorstellungen übertrifft. Ausbildungsmöglichkeiten – Brot und Arbeit und Wohnungen für alle!

300 Milliarden Mark pro Jahr erforderlich

Militärisch abrüsten – wirtschaftlich und sozial aufrüsten, heißt das Gebot der Stunde. Auch der Papst plädierte leidenschaftlich für diese These – die einzige Möglichkeit, unsere Welt zu ordnen. 800 Milliarden DM pro Jahr wenden alle Völker der Welt für die militärische Aufrüstung auf. Soldaten vollbringen keine produktiven Leistungen – Panzer und Kanonen und Raketen sind unproduktive Ausgaben. Auch der Einwand, daß die Rüstungsindustrie Zehntausenden von Menschen Arbeit gibt, ist nicht stichhaltig. Diese Zehntausende können ebenso gut und produktiv Trecker und landwirtschaftliche Maschinen herstellen, Fabriken und Wohnungen bauen. Bei einem – natürlich weltweiten Abbau der Rüstungsausgaben um jährlich 50 v.H., an dem sich alle Völker beteiligen müß-



DIE BESTE SACHE

Einer, den du noch nicht gesehen hast, dem du wahrscheinlich nicht begegnest, ein siebzigjähriger Grusinier, vierzig Jahre Soldat in seinem Leben, hat eine Freundlichkeit getan. Hoch über Tiflis auf dem Davidsberg lud er Reisende zu sich, erzählte wie er genug habe von Kriegen und Nachkriegszeiten, wie er seinen Söhnen und Enkeln erkläre, daß es die beste Sache der Welt, den Krieg kaputt zu machen. So trank er auf die Deutschen, seine Gäste bittend, Grüße von ihm zu bestellen. Wir, denen der Gruß in einer Neujahrsnacht ausgerichtet wurde – wir stießen an auf den Alten am Kaukasus und seine Söhne und Enkel, denn uns schien, seine Freundlichkeit nicht zu erwidern, hieße nur uns selbst beleidigen.

Horst R. Heß

Comet-Foto

ten, würde sich der Betrag für Verteidigungsausgaben um 400 Milliarden Mark jährlich verringern.

Jedes Jahr 400 Milliarden Mark für den wirtschaftlichen und sozialen Aufbau – was würde das bedeuten? Die USA könnten ihre „Great Society“ verwirklichen – Rußland und die anderen Staaten des Ostblocks könnten den Lebensstandard ihrer Bevölkerung auf den westlichen Stand bringen. Frankreich, Italien, die Bundesrepublik, England usw. könnten die noch ausstehenden sozialen Probleme lösen. China würde sich dem Aufbau des Reiches der Mitte widmen. Der ganz große und dringend notwendige Aufbau aber vollzöge sich in allen Entwicklungsländern Lateinamerikas, des Nahen, Mittleren und Fernen Ostens und in Afrika.

Nur ein Beispiel: Von den an Rüstungsausgaben eingesparten 400 Milliarden DM pro Jahr würden bis zum Jahre 1980 25 Milliarden DM jährlich verwandt, um den Hunger in der Welt zu besiegen. Gibt es eine schönere, eine wichtigere, eine dankbare Aufgabe?

Folgende Lösung wäre möglich: Alle Entwicklungsländer bringen den durch den Abbau der Rüstungen eingesparten Betrag voll für Investitionen zur Ausbildung der Jugend, für ihre Landwirtschaft und Industrie auf. Mit sofortiger Wirkung erhalten die Vereinten Nationen ein Oberkommando mit einem Generalstab für die wirtschaftliche und soziale Aufrüstung in den Entwicklungsländern. Die besten Wissenschaftler, Städtebauer, Soziologen, Konstrukteure, Agronomen, Finanzsachverständige usw. aus allen Völkern werden berufen. Zusammen mit den beteiligten Entwicklungsländern Indien, Brasilien, Kongo usw. werden die Pläne für die großen Entwicklungsaufgaben – Bau von Schulen und Wohnungen, Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen, Bau von Fabriken, Kraftwerken, Staudämmen, Straßen usw. – ausgearbeitet. Alle reichen Länder – USA und UdSSR, England, Bundesrepublik, Kanada, Schweden, Schweiz, Australien usw. – stellen von den eingesparten 50 v.H. ihrer Militärausgaben – diese Einsparung beläuft sich bei ihnen auf den Betrag von 300 Milliarden Mark – ein Drittel gleich 100 Milliarden Mark jährlich dem Fonds der UNO als Kredit mit geringem Zinssatz für Entwicklungsarbeiten in den armen Ländern zur Verfügung.

Bisher wurden in den letzten 20 Jahren insgesamt 200 Milliarden Mark von allen Ländern der Welt als Entwicklungshilfe zur Verfügung gestellt. 10 Milliarden Mark pro Jahr. Damit haben wir die Probleme nicht lösen können. Weltweit ist die Erkenntnis: hier muß nicht gekleckert, hier muß geklotzt werden. Dazu aber sind 200 bis 300 Milliarden Mark pro Jahr erforderlich. Bringen wir es zu einer weltweiten Abrüstung, kann dieser Betrag aufgebracht werden. Ich behaupte: er muß aufgebracht werden. Tun wir es nicht, steht uns der Aufstand der Hungenden, steht uns die Revolution der Habenichtse gegen die reichen Länder bevor.

Noch ein anderes: ein solches Aufbauprogramm würde sowohl in den reichen wie in den Entwicklungsländern einen Boom nie gekannter Ausmaßes auslösen. Es gäbe keine Arbeitslosigkeit – keinen Hunger – es gäbe auch keine Wohnungslosen mehr.

Alle technischen Möglichkeiten, endlich die Probleme der Welt zu lösen, sind bereits gegeben oder werden von unseren Wissenschaftlern, Technikern, Agronomen und Konstrukteuren erarbeitet. Wir können die Urwälder roden, Wüsten und Steppen durch atomar betriebene Kraft- und Destillationswerke in blühende Gärten verwandeln, Städte aus der Fabrik bauen.

Für uns, die wir uns anschicken, auf dem Mond oder auf dem Mars zu landen, wird es die allerhöchste Zeit, die Lösung der Probleme auf Mutter Erde in Angriff zu nehmen. Nur noch 33 Jahre trennen uns von dem neuen Jahrhundert – nur noch 33 Jahre trennen uns von der Feststellung, daß dann vier bis fünf Milliarden Menschen auf unserem Globus ernährt, gekleidet, erzogen, ausgebildet werden müssen und Arbeitsplätze haben müssen. Das ist eine kurze Spanne.

Laßt die Waffen endlich schweigen! Rüstet ab. Der letzte Krieg muß bald beginnen. Militärisch abrüsten – sozial und wirtschaftlich aufbauen.

Umdenken müssen wir, umlernen müssen wir. Die Diktatoren, die Feudalherren, die Militärs, die in vielen Ländern herrschen, auch die „Kapitalisten“, die stets und immer nur an ihren eigenen Profit denken, haben uns stets zurückgeworfen.

Die Jugend in allen Ländern der Welt – auf Reisen durch 78 Länder habe ich es an Ort und Stelle vernommen – fordert den Weg zu neuen Ufern. Es wird die allerhöchste Zeit, daß wir den letzten Krieg beginnen: den Krieg gegen den Hunger und die Unwissenheit – den Krieg, der die Reichtümer der Erde allen Menschen erschließt.

NOT STAND

Entschließung des Bundesausschusses des Deutschen Gewerkschaftsbundes zum Entwurf einer Notstandsverfassung vom 5. Juli 1967

I.

Der 7. ordentliche Bundeskongress des DGB hat jede Notstandsgesetzgebung abgelehnt, welche die demokratischen Grundrechte einschränkt und besonders das Versammlungs-, Koalitions- und Streikrecht der Arbeitnehmer und ihrer gewerkschaftlichen Organisationen bedroht. Er bekraftigt die Entschlossenheit der Gewerkschaften, die Grundrechte und die Prinzipien des Grundgesetzes gegen jeden Angriff zu verteidigen. Diese Entscheidung des obersten Organs des Deutschen Gewerkschaftsbundes gilt nach wie vor uneingeschränkt.

II.

1. Im neuen Entwurf für ein verfassungsänderndes Notstandsgesetz werden zwar einige Bedenken des DGB berücksichtigt, was für die ursprünglich vorgesehene Einschränkung der Pressefreiheit, der Versammlungsfreiheit und der allgemeinen Vereinigungsfreiheit gilt. Außerdem verzichtet der Entwurf auf ein gesetzesvertretendes Notverordnungsrecht der Bundesregierung.

Nach wie vor sieht der Entwurf aber erhebliche Grundrechtseinschränkungen und weitreichende Eingriffe in unantastbare Prinzipien und in die Struktur unserer Verfassung vor.

2. Auch die bereits verkündeten einfachen Notstandsgesetze schränken in verfassungswidriger Weise Grundrechte ein und enthalten mit dem Grundgesetz nicht zu vereinbarende Verordnungsermächtigungen der Exekutive. Der DGB fordert daher, daß im Zusammenhang mit der Beratung der Notstandsverfassung die einfachen Notstandsgesetze und die von ihnen vorgesehenen Eingriffsmöglichkeiten, insbesondere in das Koalitions- und Streikrecht sowie das Grundrecht der Freiheit der Berufswahl und der Freiheit von Arbeitszwang, aufgehoben werden.

III.

1. Durch die neue Bestimmung des Art. 12 Abs. 2 Satz 2 des Koalitionsentwurfs wird für alle Wehrpflichtigen eine Pflicht zu zivilen Arbeits- und Dienstleistungen außerhalb des Wehrdienstes in den Bereichen der öffentlichen Verwaltung, der Streitkräfte sowie der Versorgung der Zivilbevölkerung und der Streitkräfte und darüber hinaus eine Pflicht zu Dienstleistungen jeder Art (zivile und nichtzivile) im Bundesgrenzschutz begründet. Diese Dienste können bereits in Friedenszeiten und ohne besondere Feststellung eines ordentlichen Gesetzgebungsorgans schon dann in Anspruch genommen werden, wenn für Zwecke der Verteidigung ein einfaches Gesetz oder auf Grund eines einfachen Gesetzes eine Verordnung dies bestimmt. Die bereits erlassenen sog. einfachen Notstandsgesetze (insbesondere das Zivilschutzkorpsgesetz, das Selbstschutzgesetz und die Sicherstellungsgesetze), die in Friedenszeiten Bereitschaftsdienst, Einsatz und Heranziehung zu Diensten, Leistungen und Übungen vorsehen, würden dies ermöglichen. Das bisher zurückgestellte Notdienstgesetz würde zusammen mit einem Ausführungsgesetz zur Beschränkung oder zum Verbot des Arbeitsplatzwechsels den Kreis der Vorschriften schließen, deren inhaltliche Abstimmung, planvolles Ineinandergreifen und zentrales Delegations- und Ermächtigungssystem bereits in Normalzeiten zu einer nicht abzusehenden allgemeinen militärischen Inflichtnahme nahezu des gesamten Volkes führen würde. Die Möglichkeiten einer derart weitgehenden Erfassung des größten Teils unseres Volkes zu Arbeitsdienst und anderen Formen der Dienstleistung läßt sich vor allem deshalb nicht ausschließen, weil die für die Anwendung der Verfassungsänderung und der bereits bestehenden und noch zu erwartenden einfachen Notstandsgesetze maßgebenden gesetzlichen Begriffe zu unbestimmt sind und ihre Konkretisierung als Ermessensbegriffe im Grunde erst durch politische Macht- und Wertentscheidung erhalten.

2. Nach Art. 12 Abs. 3 des Koalitionsentwurfs kann „für Zwecke der Verteidigung“ im Bereich der öffentlichen Verwaltung, der Streitkräfte und der Versorgung der Zivilbevölkerung und der Streitkräfte die Freiheit, die Ausübung eines Berufs oder Arbeitsplatzes aufzugeben, eingeschränkt (oder verboten) werden, wenn die Bundesregierung mit Zustimmung des Gemeinsamen Ausschusses feststellt, daß dies zur Herstellung der erhöhten Verteidigungsbereitschaft oder zum Schutz der Zivilbevölkerung unerlässlich ist.



Fotos: Udo Hoffmann

Auch diese Verpflichtung, ohne Rücksicht auf arbeits- oder dienstrechtliche Vertragsgrundlagen im Beruf oder am bisherigen Arbeitsplatz in jedem Falle zu verbleiben (Veränderungssperre) kann, wie die Arbeitsdienstpflcht nach Art. 12 Abs. 2 des Koalitionsentwurfs, bereits in normalen Zeiten begründet werden. Diese Verpflichtung trifft nicht nur Wehrpflichtige, sondern Personen jeden Alters, also auch Frauen und Jugendliche. Durch eine derartige – nach dem Koalitionsentwurf und den darauf abgestimmten, bereits verkündeten Notstandsgesetzen mögliche – Praxis könnte eine zentralistische und nahezu totale Erfassung und Verplanung des Arbeitskräftepotentials des Volkes bereits in Friedenszeiten ohne weiteres erfolgen. Der weite Ermessensspielraum, der damit Trägern der Exekutive bei der Anwendung der Notstandsgesetze gewährt wird, trägt notwendigerweise die begründete Gefahr mißbräuchlicher Vollziehung und nicht verfassungskonformer Anwendung in sich.

3. Die in Artikel 12 für alle Wehrpflichtigen vorgesehene allgemeine Arbeitsverpflichtung zu zivilen Dienstleistungen in Friedenszeiten und die Beeinträchtigung der Freiheit eines jeden, Beruf und Arbeitsplatz zu wechseln oder aufzugeben, verletzen bei Berücksichtigung der bereits bestehenden Eingriffsmöglichkeiten auf Grund der einfachen Notstandsgesetze das Grundrecht aus Artikel 12 in einem Maße, daß dessen Wesensgehalt verfassungswidrig angetastet wird. Diese im Ergebnis allgemeine Dienstverpflichtung nahezu des ganzen Volkes ist für die Arbeitnehmer und ihre Gewerkschaften unannehmbar.

4. Das Koalitions- und Streikrecht der Arbeitnehmer und ihrer Gewerkschaften wird im Entwurf nicht garantiert. Der Entwurf stellt in Artikel 91 Abs. 4 nur klar, daß Arbeitskämpfe von Vereinigungen im Sinne des Artikel 9 Abs. 3 GG nicht die Folgen auslösen, die Artikel 91 Abs. 1–3 des Entwurfs (Einsatz von Polizeikräften, des Bundesgrenzschutzes oder gar der bewaffneten Streitkräfte) vorsehen.

Diese Regelung ist wegen der vielfältigen Möglichkeiten unmittelbarer oder mittelbarer Eingriffe und Beschränkungen des Koalitions- und Streikrechts in den bereits verkündeten einfachen Notstandsgesetzen und der Möglichkeiten, Dienstverpflichtungen und Arbeitsplatzwechselverbote auszusprechen, völlig unzureichend.

Es finden vielmehr die gesamten Vorschriften des bisherigen und künftigen Notstandsrechts auf Arbeitskämpfe der Arbeitnehmer und der Gewerkschaften Anwendung.

Da auch nach der deutschen höchstrichterlichen Rechtsprechung die Rechtmäßigkeit von Arbeitskämpfen sich nach den wandelbaren Maßstäben der sogenannten „Sozialadæquanz“, also im Grunde nach Richterrecht, richtet, kann nicht ausgeschlossen werden, daß in Zukunft jeder Arbeitskampf in einer Notstandssituation von den Gerichten als rechtswidrig qualifiziert wird.

IV.

1. Der Entwurf enthält eine Reihe weitgehender Einschränkungen sonstiger Grundrechte. In Friedenszeiten kann das Grundrecht der Freizügigkeit sowie das Recht auf Wahrung des Briefgeheimnisses sowie des Post- und Fernmeldegeheimnisses zusätzlich eingeschränkt werden. Außerdem sind Beschränkungen des Rechts auf Enteignungsschädigung und der Unverletzlichkeit der Person bei Freiheitsentziehung vorgesehen. Bei der vorgesehenen Einschränkung des Brief-, Post- und Fernmeldegeheimnisses soll der Betroffene von dem Eingriff der öffentlichen Hand nicht unterrichtet werden. Auch ist ihm die Anrufung des gesetzlichen, unabhängigen Richters versagt. Diese Regelung widerspricht elementaren rechtsstaatlichen Grundsätzen und verletzt zudem Art. 13 der Konvention des Europarates zum Schutz der Menschenrechte und Grundfreiheiten.

Alle diese zusätzlichen Grundrechtseinschränkungen sind von der Sache her nicht geboten und nur Ausfluß eines Gesetzesperfektionismus. Der DGB hat mehrfach darauf hingewiesen, daß das geltende Recht zur angemessenen Regelung derartiger Sachverhalte völlig ausreicht.

2. Die Entwurfsregelung ermöglicht, daß Notstandsgesetze normales Friedensrecht außer Kraft setzen. Das ist mit dem Grundsatz der Rechtskontinuität unvereinbar, da mit der Außerkraftsetzung des normalen Rechts dieses zu bestehen aufhört und nach Aufhebung des Notstandsgesetzes das aufgehobene Recht nicht ohne weiteres wieder aufliebt. Es bleibt vielmehr eine Rechtslücke bestehen, die beträchtliche Rechtsunsicherheit und Rechtsnachteile für die Betroffenen mit sich bringen kann.

NOT STAND



V.

1. Ein Kernstück des Entwurfs ist die Konstruktion des sogenannten Gemeinsamen Ausschusses. Er ist nach der Art seiner Zusammensetzung weder ein Ersatz für den Bundestag noch eine repräsentative Länderversammlung, vielmehr ein mit den Grundsätzen und der Struktur unserer Verfassung nicht zu vereinbares Geheimgremium einzelner Personen außerhalb demokratischer Publizität. Die Funktionen des Gemeinsamen Ausschusses in Friedenszeiten schmälern die verfassungsmäßigen Funktionen des ordentlichen Gesetzgebers und greifen damit in die Struktur unserer Verfassung entscheidend ein.

Nach unserer Verfassung geht alle Staatsgewalt vom Volke aus. Sie wird in Wahlen und Abstimmungen und durch besondere Organe der Gesetzgebung, der vollziehenden Gewalt und der Rechtsprechung ausgeübt (Art. 20 Abs. 2 GG). Die Länder haben bei der Gesetzgebung grundsätzlich mitzuwirken (Art. 79 Abs. 3 GG). Zusammensetzung und Funktionen des Gemeinsamen Ausschusses verstößen gegen diesen verfassungskräftigen Grundsatz.

Da die Bundesratsmitglieder, die dem Gemeinsamen Ausschuß angehören, an Weisungen der Länder nicht gebunden sind, wirken die Länder bei der Gesetzgebung des Gemeinsamen Ausschusses nicht mit. Dies verstößt gegen den unabänderbaren Grundsatz des Art. 79 Abs. 3 GG.

2. Der sogenannte Zustand der Äußeren Gefahr, in welchem der Gemeinsame Ausschuß eine Fülle von zusätzlichen Zuständigkeiten erhält, ist nach dem Entwurf vom Normalzustand dadurch nicht klar unterschieden, daß er sowohl den bisher vom Grundgesetz zutreffend verwendeten Verteidigungsfall als auch den sogenannten Fall der Spannungszeit umfaßt. Dies kann zur Folge haben, daß die Gefahr mißbräuchlicher Inanspruchnahme der im Entwurf vorgesehenen weitgehenden Sondervollmachten des Gemeinsamen Ausschusses besteht.

Erschwerend tritt hinzzu, daß die objektiven Voraussetzungen für die Feststellung des Ausnahmezustandes gerichtlich nicht überprüfbar sind. Eine parlamentarische, demokratische Opposition wird nach der Zusammensetzung und der Struktur des Gemeinsamen Ausschusses kaum noch eine ernstzunehmende Lebensmöglichkeit haben.

VI.

Der DGB wendet sich nachdrücklich gegen die Wiederaufnahme der Regelung des sogenannten inneren Notstandes in den Entwurf. Eine zusätzliche gesetzliche Regelung des sogenannten inneren Notstandes ist nicht erforderlich, da das geltende Recht ausreichende Mittel und Maßnahmen an die Hand gibt.

Über die Regelung des sogenannten inneren Notstandes in Art. 91 des Grundgesetzes hinaus ermöglicht der Entwurf zusätzlich den Einsatz des Bundesgrenzschutzes, anderer Kräfte und Einrichtungen der Länder sowie den Einsatz der Streitkräfte als Polizeikräfte. Der Einsatz militärischer Streitkräfte als Polizeikräfte ist zur Behebung der in Art. 91 des Entwurfs beschriebenen inneren Notstandslagen nicht erforderlich. Er verletzt den Verfassungssatz der Verhältnismäßigkeit des Einsatzes zweckerreichender Mittel und den Grundsatz der geringstmöglichen Belastung der Betroffenen. Der Entwurf eröffnet damit ohne zulässige Sachgründe die Möglichkeit militärischer Aktionen zu innenpolitischen Zwecken. Ein militärischer Einsatz der Streitkräfte zur Meisterung von Naturkatastrophen und Unglücksfällen erscheint unnötig. Gegen einen bewaffneten Aufstand im Inneren, der von Militärkräften ausgeht, kann schon nach geltendem Wehrrecht wirksam vorgegangen werden. Die Möglichkeit eines bewaffneten Aufstandes der Zivilbevölkerung ist nach Lage der Dinge rein theoretisch.

VII.

In Notzeiten wie in ruhigen Zeiten müssen die Grundwertvorstellungen, von denen unsere Verfassung ausgeht und auf denen sie beruht, dieselben bleiben, wenn sich die Verfassung nicht selbst in Frage stellen will. Die mit der Notstandsverfassung geplanten erheblichen Grundrechtseinschränkungen und weitreichenden Eingriffe in die Verfassungsstruktur widersprechen den Grundwertvorstellungen unserer Verfassung. Deshalb muß der Deutsche Gewerkschaftsbund die geplante Grundgesetzänderung ablehnen.

Diese Entschließung wurde auf einer Sondersitzung vom Bundesausschuß des DGB einstimmig angenommen.

Schüler werden aufsässig

Sie fordern ein modernes Schulsystem, vernunftgemäße Sexualaufklärung und bessere politische Bildung

Das „Aktionszentrum unabhängiger und sozialistischer Schüler“ (AUSS), von dem materiell schwachen, ideologisch aber potenzen Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) gefördert, hatte sich am 26. Februar 1967 in einer Vorkonferenz von sechzig Schülern aus den meisten Ländern des Bundesgebietes konstituiert. Man hatte sich ein politisches Programm gegeben und war nun am 17. und 18. Juni zur ersten Delegierten-Versammlung und dem ersten Kongreß unabhängiger und sozialistischer Schüler zusammengekommen.

Vertreten auf dem Frankfurter Kongreß, der nicht eigentlich Inhalt, sondern nur Anlaß zu diesem Artikel sein soll, waren die neunundzwanzig im Bundesgebiet und in Westberlin bereits bestehenden Schülergruppen, von denen gut zwanzig neben dem Wort unabhängig auch das aus guter Tradition stammende „sozialistisch“ gesetzt haben. Die rund tausend Mitglieder der einzelnen Gruppen hatten 74 Delegierte entsandt, gut siebenhundert Gymnasiastinnen und Gymnasiasten nahmen am sonntäglichen Kongreß teil. In gewissen Zeitungsberichten fanden sich dann allerdings nur „knapp vierhundert“ wieder, aber man kann verstehen, daß manchen Leuten vor dem Anblick so vieler aufsässiger Schüler schwindelt und man sie dann nicht ungern zumindest im Bericht dezimiert. Es hat lange gedauert, bis die schwelende Unruhe an den westdeutschen Schulen in offene Kritik und deutliches Aufbegehren des politisch interessierten Teiles der Schülerschaft höherer Lehranstalten umschlug.

Die Gewerkschaftsjugend, so will mir scheinen, hat allen Grund, diese Entwicklung, zu der ja auch eine eindrucksvolle politische Bewußtseinsbildung bei der Studentenschaft gehört, mit Wohlwollen zu betrachten. Hier erwachsen ihr Verbündete für jetzt und die Zukunft, hier bahnt sich die Einheit zwischen fortschrittlichen Gewerkschaftern und den Vertretern des Geisteslebens an, wie sie die besten Köpfe der Kampagne für Abrüstung immer wieder gefordert und die Sprecher des Kongresses „Notstand der Demokratie“ im Frühjahr dieses Jahres in Frankfurt am Main beschworen haben.

Um was geht es den Schülern im einzelnen, soweit sie sich kritisch mit dem Schul- und Erziehungssystem auseinandersetzen – und das tun viele Tausende. Zunächst, sie haben begriffen, daß Schule und Gesellschaft nicht voneinander isoliert betrachtet werden können. Sie sehen im heutigen Schulsystem mit seiner strengen Trennung in Volks- und Realschulen und Gymnasien ein Relikt (Überbleibsel) aus dem neunzehnten Jahrhundert. Ziel der Schulbildung war bisher im wesentlichen der unpolitische Wissensmensch. „Die unpolitische Haltung der höheren Schulen“, so heißt es in der am 17. Juni angenommenen Grundsatzklärung des Aktionszentrums, „ist in ihrem Bildungsbegriff so tief verankert, daß sie sich nur überwinden läßt, wenn wir uns entschließen, unsere gesamte Bildungskonzeption zu überprüfen.“

Aber nicht nur die Lehrmethoden und das Lehrziel entsprechen nicht den Anforderungen des hochindustrialisierten Zeitalters und der Massengesellschaft in einer kleiner gewordenen Welt, in der



Foto: H. Rudolf Uthoff

verschiedenartig konkurrierende Gesellschafts-Strukturen hart aufeinanderstoßen. Die Schule kümmert sich auch nicht um das drängendste, quälendste Problem heranwachsender Menschen: um die Sexualität. „In der Familie“, so sagen die Schüler, „bleibt die Sexualaufklärung der privaten Zufälligkeit überlassen, in der Schule werden gemeinhin alle zur Sexualität gehörenden Fragen tabuisiert oder auf einer wirklichsfremden und problemgereinigten Ebene abgehandelt.“ Für die „aufsässigen Schüler“ folgen daraus zunächst einmal fünf Tagesforderungen: an den Schulen – und das wird nicht nur für die Gymnasien, sondern wohl auch für die letzten Klassen der Volksschulen zu gelten haben – soll ein Sexukunde-Unterricht eingeführt werden. Als zweites wird gewünscht, die Schulen möchten in ihren Bibliotheken

die entsprechende Literatur bereitstellen, und als drittes wird Aufklärung über Verhütungsmittel sowie freier Zugang zur „Pille“ für Mädchen nach Erlangung der Geschlechtsreife verlangt. Die Diskriminierungen der sexuellen Betätigung von Schülern durch die Schularmaturen sollen abgebaut und die Schülerarbeitskreise, die sich mit Fragen der Sexualität befassen, unterstützt werden.

Es mag – nicht wenige – Leute geben, die die eine oder andere der Forderungen pubertär übersteigert finden, aber behandeln sie nicht letzten Endes haargenaue jene Probleme, mit denen sich der junge Mensch seit eh und je herumschlägt?

Hatte Professor Ernst Bloch nicht recht, als er in seinem Gruß-Telegramm aus Tübingen an die Frankfurter Tagung

unter anderem schrieb: „Habe noch zureichende Erinnerungen an die furchtbare Schulzeit. So lange diese auch her ist, hier gibt es, wie Ihr erbittertes Vorhaben zeigt, eine Wiederkehr des Gleichen.“ Was folgt aus dieser Erkenntnis für die Schüler? Wie soll die gewünschte Schulreform aussehen? Nun, zunächst soll die Zahl der Pflichtfächer eingeschränkt und statt dessen sollen Denkmethoden vermittelt werden. Philosophie und Soziologie, die doch eng mit dem Ringen um die Erkenntnis der Welt und ihrer geistigen und politischen Zusammenhänge verbunden sind, sollen vollbewertete Lehrfächer werden.

Die Schüler stehen tatsächlich, wie sie sagen, in einer dauernden Konfliktsituation: auf der einen Seite die Abhängigkeit von Gruppen, die Macht über sie ausüben (Schule und Elternhaus), auf der anderen Seite ihre eigenen Interessen und Wünsche. Sie sagen, daß es dennoch unnütz und ungerecht wäre, gegen die Familie und Schule als Institution anzugehen. Die Grundsätze einer Erziehung, so haben sie erkannt, können nun einmal nicht besser und nicht demokratischer sein als die Gesellschaft, die darüber wacht. Sie postulieren daher eine Gesellschaft, „die eine demokratische Schule zuläßt, in der sich die Kinder zu selbstbewußten, selbstbestimmten Individuen entwickeln können . . .“

In diesem Zusammenhang wird auf die Tatsache hingewiesen, daß Familie und Schule ihre Macht über die Kinder mehr und mehr verlieren, daß sich aber gleichzeitig die Bewußtseins-Manipulation durch Presse, Fernsehen, Film, Werbung und Illustrierte ausweitet. Die Schüler haben die Gefährlichkeit dieser „Bewußtseinsindustrie“ für den Fortschritt der Gesellschaft erkannt.

Wenn es gilt, die Gesellschaft zu verändern, so kann diese Veränderung nach Meinung des Aktionszentrums nur in Richtung einer sozialistischen Gesellschaft erfolgen. Man scheut das Wort „sozialistisch“ nicht und redete sich auf dem Frankfurter Kongreß als „Genossinnen und Genossen“ an. Gewiß, diese Formulierung und die Festlegung auf den sozialistischen Geist einer besseren Gesellschaft blieben nicht unbestritten: tatsächlich betrachten sich etwa zehn der rund dreißig bereits bestehenden Schülergruppen nicht als sozialistisch, sondern legen Wert auf den Begriff der Unabhängigkeit, und in Frankfurt spaltete sich in den letzten Wochen von der Schülergemeinschaft, die ohnehin das zweite „s“ in ihrem Titel gestrichen hatte, eine weitere Gruppe ab, die meint, unter Beachtung der ihrer Meinung nach bestehenden „demokratischen Möglichkeiten“ besser voranzukommen. Ihr ist, wie auch einer in dem Aktionszentrum verbliebenen Minderheit, die freundschaftliche Bindung an den Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) suspekt.

Nun, die Dinge sind in Fluß gekommen, weitere Schülertreffen werden folgen, schon haben sich in Frankfurt am Main auch die Berufsschüler – oder jedenfalls doch der politisch bewußtere Teil von ihnen – den „aufsässigen Schülern“ angeschlossen. Es wird noch manche heiße Diskussion geben und um den Begriff des „Sozialismus“ und um die Veränderung der Gesellschaft, um das Wie und Wohin wird noch hart gerungen werden. Zu wünschen bleibt, daß im Chor der politisch gewordenen Schülern auch die Stimme der Gewerkschaftsjugend gehört wird.

Walter Seiter

Muß die Demokratie vor den Fabriktoern zu Ende sein?

Helmut Kentler von der Pädagogischen Akademie in Berlin machte während einer Aussprache zwischen Klassensprechern und Betriebsjugendsprechern folgende Ausführungen:

Es lassen sich sicher viele Gründe dafür angeben, daß die Arbeiterschaft so angepaßt, ruhig und verhältnismäßig zufrieden ist, während die Studentenschaft sich immer stärker politisch engagiert. Ich meine aber, daß vor allem zwei Ursachen entscheidend sind:

1. Es gehört heute sehr viel Wissen und Überlegung dazu, wenn man sich ein kritisches Bild unserer gesellschaftlichen Zustände verschaffen will, denn die Gesellschaft war nie zuvor so schwer zu durchschauen wie heute. Studenten haben durch ihr Studium sehr viel bessere Voraussetzungen, sich mit gesellschaftlichen und politischen Fragen zu beschäftigen, als Arbeiter. Man könnte auch so sagen: Die Arbeit des Studenten, sein Studium, hilft ihm, seine Umwelt und die Gesellschaft zu begreifen, während der Arbeiter aus seiner Arbeit sehr wenig lernen kann, um die Gesellschaft, in der er lebt, zu erkennen.

2. Die Arbeit, die der Student in seinem Studium leistet, ist sehr viel selbständiger, sie fordert mehr Verantwortungsbewußtsein, stellt höhere Ansprüche an die Mündigkeit, als es bei den meisten Arbeitern der Fall ist. Den meisten Arbeitern wird bei ihrer Arbeit systematisch abgewöhnt, sich als mündige, verantwortliche, urteilsfähige, vernünftige Wesen zu verhalten, weil sie eine abhängige Arbeit tun müssen, eine Arbeit also, die von anderen bestimmt wird, von den Vorgesetzten und dem Gang der Maschinen. Denken, Planen, Urteilen wird ihnen abgenommen. Da ist es kein Wunder, daß sie meist auch über gesellschaftliche und politische Tatbestände nicht mehr nachdenken und urteilen können.

Hinzukommt etwas anderes: Der Aufbau einer Universität ähnelt zwar dem Aufbau eines Industriebetriebes außerordentlich – dennoch gibt es einen wichtigen Unterschied: In der Hierarchie des Industriebetriebes ist der Arbeiter der Unterste und Letzte; über ihm stehen – stufenweise angeordnet – Vorgesetzte, er selbst aber hat nie Vorgesetztenfunktionen. In der Universität braucht das nicht so zu sein: Es gibt Professoren, die auf ihren Professorentitel keinen Wert mehr legen, zu denen der Student „Herr Meier“ oder „Herr Richter“ sagen kann, und die dem Studenten als Partner begegnen von gleich zu gleich. Dadurch haben die Studenten Vergleichsmöglichkeiten: Sie merken, wieviel mehr Spaß ihnen das Studium unter demokratischen Bedingungen macht, und darum wenden sie sich scharf gegen die undemokratischen Zustände, die sie in der Universität vorfinden.

Unvollkommene Demokratie

Ich meine, wir können aus diesem Vergleich von Arbeitern und Studenten ein wichtiges Ergebnis ableiten: Ob jemand sich für die Demokratie einsetzt, hängt entscheidend davon ab, ob er in und durch seine Arbeit demokratische Verhältnisse kenn- und liebengelernt hat. Noch schärfer formuliert: Jeder Mensch ist das, was er arbeitet, und er verhält sich so, wie er arbeitet. Ein Mensch, der vor Betreten seines Arbeitsplatzes seine

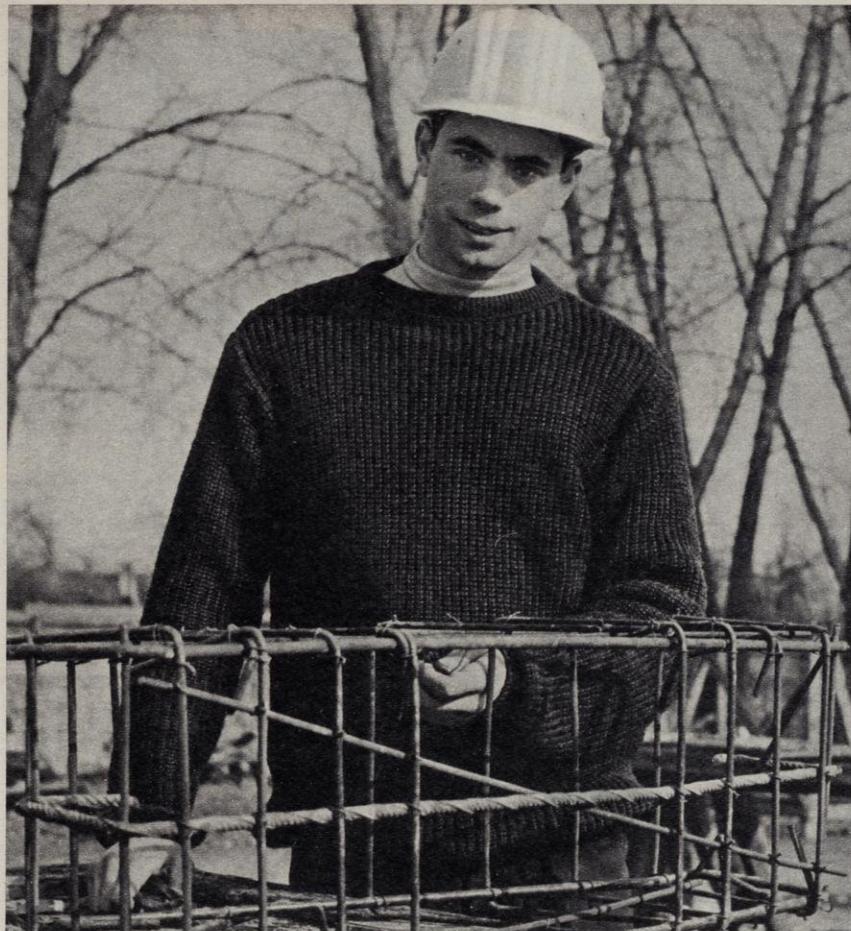


Foto: Udo Hoffmann

Rechte als Staatsbürger aufgeben muß, von dem darf man nicht erwarten, daß er nach der Arbeit auf einmal nach ihnen ein Verlangen hat; denn er erlebte doch, wie wenig ihm seine Staatsbürgerrechte nützten im wichtigsten Bereich seines Lebens: bei der Arbeit.

Aus dieser Tatsache folgt eine weitere, nicht weniger wichtige: Die Demokratie ist unvollkommen in einem Lande, wenn nicht alle Lebensbereiche der Bevölkerung demokratisch geordnet sind. Noch mehr: Jede Demokratie braucht als Basis, als Grundlage, in der Arbeitswelt demokratische Zustände. Solange die Arbeitswelt autoritär-diktatorisch beherrscht wird, ist die Demokratie auch in den anderen Lebensbereichen eine fragwürdige Sache, weil sie nur rein formal, nicht praktisch und praktizierbar besteht. Jede Demokratie nämlich lebt vom Interesse und Engagement, von der Kritikfähigkeit und von der Mitarbeit ihrer Bürger. Interesse, Engagement, Kritikfähigkeit, Mitarbeit kann nur gelernt werden in und durch die Arbeit.

Die Arbeiterbewegung, die Gewerkschaften, haben das schon immer gewußt. Darum ihr Kampf für die Mitbestimmung.

„Verwirklichung der Mitbestimmung“, so hat Otto Brenner einmal gesagt, „bedeutet Verwirklichung der Demokratie.“ Aber er hat auch den anderen Satz gesagt: „Mitbestimmung, die sich – isoliert von den Arbeitnehmern – allein in abgekapselfen Gremien abgespielt, verliert ihren Sinn.“

Genau dies, fürchte ich, ist heute der Fall. Mitbestimmen, konkret bei betrieblichen Entscheidungen mitreden und Einfluß nehmen, das kann heute nur die kleine Gruppe der Betriebsräte, und selbst sie kann das nur sehr eingeschränkt tun.

In den letzten Jahren ist eine ganze Reihe von Untersuchungen erschienen, die zeigen, daß Industriebetriebe keiner Eigengesetzlichkeit unterliegen und daß sie darum sehr wohl demokratisiert werden können. Ich will hier nur die drei wichtigsten Beispiele nennen:

Experimente

Da wäre zunächst das großartige Experiment der Arbeiterselbstverwaltung in den Betrieben Jugoslawiens. Eine internationale zusammengesetzte Forschergruppe hat diese Versuche vor einiger Zeit einer Prüfung unterzogen und nachgewiesen, daß hier ein höchst kompliziertes System entstanden ist, das den Arbeitern die Möglichkeit gibt, nicht nur die Betriebsleitung selbst zu wählen, sondern auch über die Fabrikation, sogar über Einkauf der Rohmaterialien und Verkauf der Fertigwaren mitzubestimmen. Daß diese Betriebe mit unseren Betrieben konkurrieren können, steht heute außer Frage.

Aber wir brauchen gar nicht erst in ein Land zu gehen, wo mit sozialistischen Vorstellungen operiert wird. In den USA, der Hochburg des Kapitalismus, wurden überraschende Erfolge mit einer neuen Methode der Arbeitsaufteilung, dem sogenannten „job enlargement“, gemacht. Diese Methode ändert zwar nichts an dem Herrschaftssystem des Betriebes, sie gibt aber dem Arbeiter zumindest jene Teile seiner Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit zurück, die er durch das Taylorsystem verloren hatte. Dem Taylorsystem liegt die Überlegung zugrunde, daß dann höchste Leistungen erzielt werden, wenn die Arbeitsabläufe in möglichst einfache und monotone Handgriffe zerlegt werden. Der Arbeiter soll nicht mehr denken müssen – er soll nur noch „Hand“ sein und in endloser Wiederholung stets das gleiche tun. Sehr bald schon zeigten sich die Nachteile dieser Arbeitsteilung: Die Zahl der Krankschreibungen stieg, die Arbeiter verrichteten ihre Arbeit lustlos; wenn Störungen im Arbeitsablauf auftraten, waren sie unfähig, sie zu beheben usw. „Job enlargement“ ist eine Methode, die das Taylorsystem aufhebt: Der einzelne Arbeiter stellt wieder ganze Fertigteile her, und seine Arbeitsaufgaben werden auf Arbeitsvorbereitung und -kontrolle ausgeweitet. Statt wie am Fließband nebeneinander zu arbeiten, ohne daß mit dem Nebenmann eine Beziehung besteht, werden Arbeitsgruppen gebildet, von denen gemeinsam die Arbeit organisiert und durchgeführt wird. Vergleichsuntersuchungen haben ergeben, daß „job enlargement“ größere Leistungen zur Folge hat als das Taylorsystem.

Das interessanteste Beispiel für eine Demokratisierung der Betriebe sind die sogenannten „Betriebsgemeinschaften“ in Frankreich und in der Schweiz. Die Arbeiter sind die Eigentümer der Betriebe, und sie wählen in regelmäßigen Abständen aus ihren Reihen die Vorarbeiter, Meister und die Betriebsleitung. Die Arbeitsgänge sind so aufgegliedert, daß sie von den Arbeitsgruppen selbst geplant und ausgeführt werden können.

Die drei Beispiele zeigen, daß die Vorgesetztenhierarchie abgebaut werden kann und daß der einzelne Arbeiter auch in seinem Beruf sein eigener Herr sein kann. Es ist entweder Dummheit (nämlich Unkenntnis) oder böser Wille, wenn heute noch behauptet wird, die Demokratie müsse vor den Fabriktoern halt machen.

Menschen in Budapest

Reisebericht von Philipp Wiebe

Fahren Sie doch nach Prag", riet mir mit trockenem Humor eine Angestellte des ungarischen Reisebüros in Wien, nachdem sich herausgestellt hatte, daß ich zehn Tage auf ein ungarisches Visum warten sollte, weil ich zu der gefährlichen Spezies der Schriftsteller gehöre. Auf meine zornigen Proteste entgegnete eine andere Angestellte gleichmütig: „Warum sind Sie auch Schriftsteller geworden?“ – „Hätte ich“, rief ich, „hätte ich Maurer werden sollen, nur um nach Ungarn fahren zu können?“ – „Nein“, sagte die Angestellte, „aber wären Sie Maurer, bekämen Sie das Visum innerhalb von vierundzwanzig Stunden. Ihre Frau kann übermorgen schon fahren.“

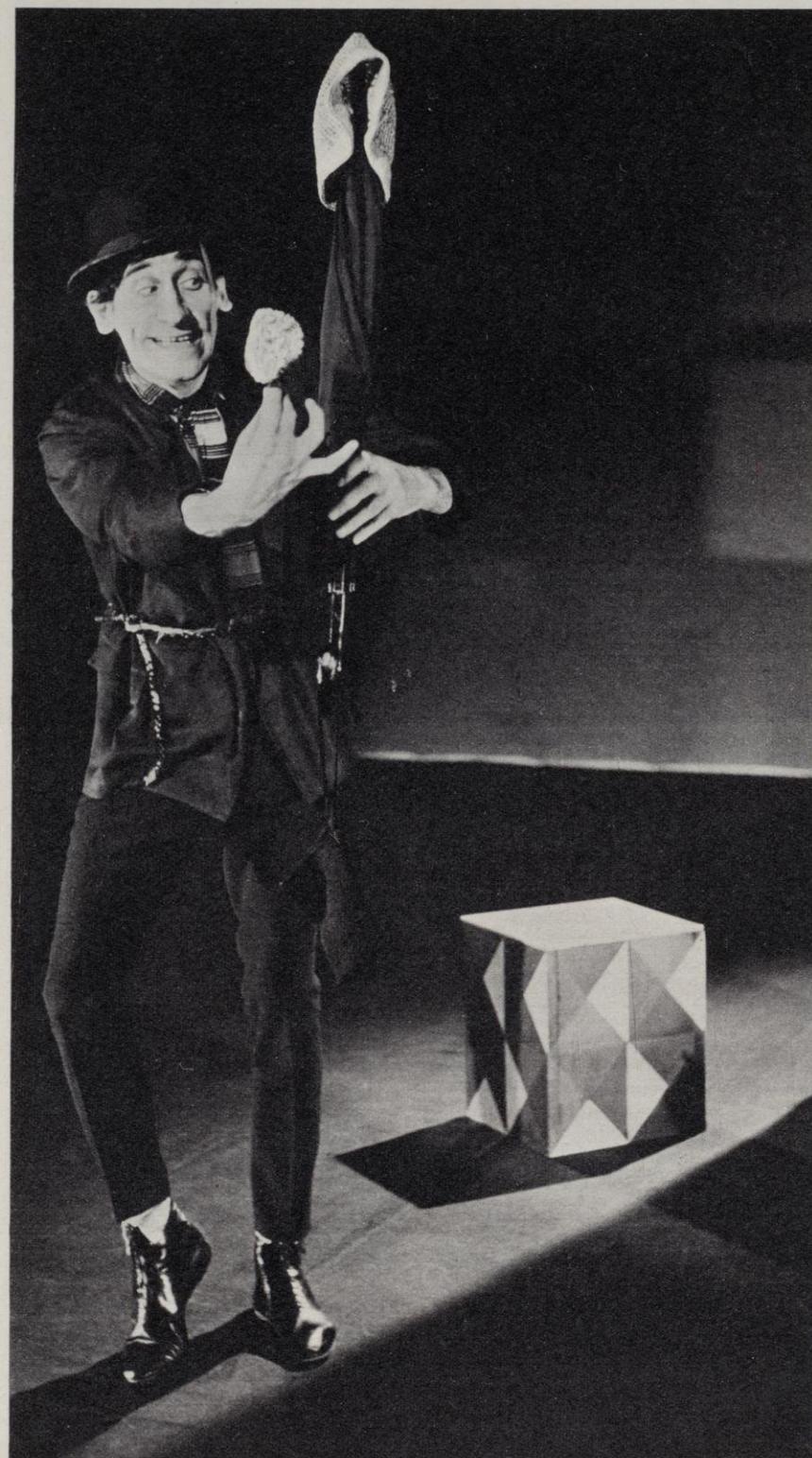
Meine Frau, auf die Verlaß ist, schüttelte ob der Zumutung, ohne mich zu fahren, energisch den Kopf.

Hätte unsere Freundin Marika nicht in Budapest auf uns gewartet, wir wären wirklich und wahrhaftig nach Prag gefahren, wo man Schriftsteller offenbar nicht für verdächtige Individuen hält. Aber da sie nun wartete, tauschten wir unser Geld in Forint ein – ohne diesen Tausch bekommt man auch als Maurer kein Visum –, dann fuhren wir zur ungarischen Botschaft und ließen uns den Presseattaché kommen, der liebenswürdig war und versprach, mein Überprüfungsverfahren dadurch abzukürzen, indem er bei der zuständigen Stelle in Budapest telefonisch nachfragen wollte, ob ich würdig sei, Ungarn zu betreten. Was, so fragte ich mich, was muß man eigentlich verbrochen haben, um nicht ins Land gelassen zu werden? Muß man vielleicht die schnöde Ermordung Lazlo Rajks als ein böses Unrecht beschrieben haben? Oder die Hinrichtungen Pal Maleters oder Imre Nagys? Nun, ich habe nichts dergleichen getan – andere taten es um so ausgiebiger-, und deshalb bekam ich wohl mein Visum in der üblichen Frist.

Auf dem Bahnsteig in Budapest erwartete uns die hübsche, elegante Marika, überreichte uns einen Strauß roter Tulpen – zweifellos ohne ideologischen Hintergedanken – und begrüßte uns in jenem Deutsch, das wir aus vielen Operetten kennen. Auf dem Reisebüro ließen wir uns ein Privatzimmer anweisen, da wir es für töricht halten, die Wucherpreise sozialistischer Hotels zu zahlen. Marika fuhr uns in ihrem Auto geschickt, wenngleich ein wenig ungestüm, durch den lebhaften Verkehr der ungarischen Metropole zur Kossuth-Straße, wo wir im vierten Stock von einer fülligen Witwe in Empfang genommen wurden. Selten haben wir irgendwo bequemer und behaglicher gewohnt. Dieses Behagen ließen wir uns auch nicht durch die sogenannte Spalterflagge, die eines Morgens direkt vor unseren Fenstern über der Kossuth-Straße wehte, stören. Daß Fahnen Länder spalten können, glauben wir einfach nicht.

Budapest gefiel uns wesentlich besser als Wien; ganz davon abgesehen, daß die Stadt schöner liegt, daß sie die Donau nicht abseits fließen läßt, sondern sie ins Stadtgebiet einbezogen hat, erschienen uns auch die Budapester weltoffener als die Wiener. Früher mal war Wien eine Hauptstadt und Budapest Provinz – heute ist es umgekehrt.

Das Verhalten der Budapester untereinander ist auffallend höflich und rücksichtsvoll, wir erhielten davon einen besonders starken Eindruck, als wir und unser Freund Balázs mit einem Dampfer donauaufwärts nach Visegrád, einem beliebten Ausflugsziel, fuhren. Der Dampfer war an diesem sonnigen Sonntagmorgen überfüllt, doch diese Überfüllung,



Der ungarische Pantomime Laszlo Ferencz als „Bettler“

sonst meist eine Qual, hier ließ sie sich ertragen. Jeder half jedem, nie erhob sich eine gereizte Stimme, nie grölte eine Gruppe alberne Lieder, die vielen Kinder benahmen sich wohlerzogen, ohne streng erzogen zu sein, ältere Ehepaare hielten sich die ganze Fahrt über bei den Händen, junge Pärchen streichelten sich und küßten sich auf der Rückfahrt mit fabelhafter Ausdauer. Überhaupt scheint die Budapester Jugend einen erheblichen Teil ihres Lebens mit Küssem zu verbringen, wir sahen sie bei dieser hübschen Beschäftigung in allen Straßen, an den Donau-Kais, in den Restaurants – längst ist Paris, die Stadt des Schauküssens, überflügelt. Aber wir sahen auch – zum erstenmal in

einem sozialistischen Land – am Rande der belebten Kossuth-Straße einen echten Bettler kauern und flehentlich die Hand ausstrecken. Er, dieser Bettler aus Privat-Initiative, kam uns natürlicher vor als die vielen staatlich konzessionierten Bettler, die, als Portiers verkleidet, in den Eingängen Budapests Restaurants herumlungen; meist tun sie nichts, halten nicht mal die Türen auf, dafür aber die Hände. In einem exemplarischen Nepplokal auf der Zitadelle – dort sollen Ausländer schlemmen, was ihnen schwer gemacht wird, weil die Speisen meist lauwarm auf den Tisch kommen – forderten vier untätige Portiers ihren Obolus. Da gefiel uns „Kispipa“ (Kleine Pfeife), ein kleines Restaurant ohne Portier im

Foto: Arthur Grimm

jüdischen Viertel Budapests, wesentlich besser. Die Speisen dort sind vorzüglich, das Publikum besteht nicht aus reichen Amerikanern, Funktionären und Bundesdeutschen, sondern aus Taxichauffeuren, Schauspielern, Arbeitern und Journalisten, alle demokratisch gemischt und alle angelockt durch Rezsö Seress. Seit 17 Jahren spielt dieser kleine, zierliche Mann in „Kispipa“ seine Melodien auf einem uralten Klavier. Er ist der Komponist der weltbekannten Melodie „Einsamer Sonntag“.

Rezsö Seress kam an unseren Tisch und erzählte uns die Story dieses schwermütigen, sentimental Liedes. „1933 komponierte ich es, damals war ich vierunddreißig Jahre alt. Das Lied wurde ein großer Erfolg und hatte in Budapest Folgen, die ich nicht voraussehen konnte. Viele einsame Menschen nahmen sich das Leben, es war, als sei eine Epidemie ausgebrochen, und deshalb wurde mein Lied von Horthy, dem Reichsverweser, verboten. Zu jener Zeit spielte ich regelmäßig in einem großen Café und wurde recht bekannt in Budapest. Doch im Jahr 1944 wurde ich, nur weil ich Jude bin, nach Österreich deportiert, von dort aus wollten mich die Nazis nach Auschwitz schicken. Ich stand schon vor dem Transportzug, da kam auf einmal ein österreichischer SS-Mann auf mich zu und fragte: „Sind Sie nicht Rezsö Seress, der Komponist des »Einsamen Sonntag«?“ Ich nickte bloß. Der SS-Mann erzählte mir, er sei vor dem Krieg Cafésänger in Budapest gewesen und habe mich sehr bewundert. – Na, er rettete mir das Leben, er nahm mich aus dem Transport und steckte mich in ein Lazarett. Daß ich überlebt habe, verdanke ich also dieser Melodie, die so viele andere Menschen freiwillig in den Tod getrieben hat.“

Wenn Rezsö heute diese Melodie spielt und mit seiner heiseren Stimme den Text dazu singt, wird es still in „Kispipa“, alle blicken zu dem alten Klavier hinüber, hinter dem der Komponist sitzt und seine braunen Augen von einem Gast zum anderen wandern läßt. Doch kaum hat er geendet, schlägt er abermals auf die vergilbten, durch Zigaretten verbrannten Tasten, spielt nun eine heitere Melodie, so, als fürchte er immer noch, labile Zuhörer mehr als nötig angerührt zu haben, spielt und singt seine neue Komposition: „Wo werden dann die Beatles sein? Wenn sich keiner mehr an die Beatles erinnert, werde ich hier noch für euch spielen!“

Von nun an aßen wir, wann immer es möglich war, in der „Kispipa“, wurden schon beim zweitenmal wie Stammgäste behandelt, Rezsö kam immer wieder zu uns, erzählte aus seinem Leben, von dem vielen Geld, das ihm für den „Einsamen Sonntag“ aus aller Welt zufließt, keinen Finger brauchte er mehr zu rühren, um gut leben zu können, doch er braucht den Kontakt mit dem Publikum, braucht die Liebe und Verehrung, die er in diesem kleinen Restaurant Abend für Abend verspürt, er wird niemals einsam sein. Da ist Frau K. schon einsamer. Sie wohnt in einem der vielen prächtigen Miethäuser, im Stil der Gründerzeit von einem Fürsten erbaut, wohnt allein, weil ihr Sohn gegen ihren Willen geheiratet hat und weggezogen ist. Sie ist eine hochdekorierte Kommunistin, erschien uns jedoch eher wie eine kultivierte Dame der österreich-ungarischen Monarchie. Ja, sie kann sich noch an Béla Kunns Regime des Jahres 1919 erinnern, an die rumänischen Truppen, die damals Béla Kunstürzten und Budapest besetzten. Viele Jahre hat sie in Wien gelebt, ist jedoch

Ostdeutsche Schriftsteller - Malik-Verlag und Provos

immer wieder in ihre Heimatstadt zurückgekommen. Im vergangenen Krieg wurde nach ihr, der aktiven Widerstandskämpferin, gefahndet, doch sie entkam – meist um Haarsbreite. Als ich ihr erzählte, auch ich sei als Soldat in Ungarn gewesen, sagte sie: „Sie hätten also den Befehl bekommen können, mich zu erschießen, wenn ich gefangen worden wäre?“

Ich schüttelte den Kopf und entgegnete: „Ich gehörte nicht zu dem Gesindel in der Etappe, ich war damit beschäftigt, nicht selbst erschossen zu werden. Im östlichen Ungarn haben mich die Russen so schwer verwundet, daß ich vier Monate in einem Lazarett liegen mußte.“ Frau K. lächelte und sagte: „Gut, daß wir beide noch leben.“ Und nach einer nachdenklichen Pause: „Wir alle müssen viel zu früh sterben. Ausgerechnet dann, wenn man alles gelernt und begriffen hat, ist es mit dem Leben vorbei.“

Da sie Kommunistin ist, blieb es nicht aus, daß wir in vielen Punkten entgegen gesetzter Ansicht waren. Doch, und das unterscheidet sie von deutschen oder österreichischen Kommunisten, mit ihr kann man diskutieren, und immer dann, wenn unsere Argumente stärker waren, gab sie es zu. Wie die meisten Ungarn hat sie Humor, unsere Frau K., und diese Eigenschaft feit sie gegen dogmatische Starrsinnigkeit. Was sie uns über den Aufstand des Jahres 1956 berichtete, hat uns oft nachdenklich gestimmt, ohne uns restlos zu überzeugen. Doch gibt es ganz sicher ein paar Aspekte bei diesen tragischen Ereignissen, die uns hierzulande verzerrt oder ungenau dargestellt wurden. Was uns auffiel, war, daß die Ungarn ein wenig darunter leiden, keine pomposen Baudenkmäler vorweisen zu können. Bauten aus der Renaissance-Zeit fehlen, und das scheinen die Ungarn als Mangel zu empfinden. Dafür haben sie die Altstadt von Budapest, die sich auf dem Burgberg ausbreitet, ganz ausgezeichnet restauriert – ähnlich wie es die Warschauer mit ihrer völlig zerstörten Altstadt gemacht haben. Auch in Budapest wurde im letzten Krieg viel zusammen geschossen, ein Umstand, der durch sinnlosen Widerstand verursacht wurde. Seltsam, daß man in allen sozialistischen Ländern so sehr an den steinernen Zeugen einer feudalistischen Vergangenheit hängt und glaubt, nicht ohne sie leben zu können. Die Angst, in den Geruch der Geschichtslosigkeit zu geraten, ist in diesen Ländern offenbar besonders groß. Und der Versuch, die Nahtlosigkeit der Geschichte bis zum heutigen sozialistischen Tag zu demonstrieren, wirkt oft ein wenig komisch; so heißt heute eine der ansehnlichsten Straßen Budapests nach dem Fürsten Rákóczi, der in grauer Vergangenheit mal einen Aufstand anführte.

Nun, nicht jedes Land kann, wie zum Beispiel Italien, seine Geschichte so unverkrampt und selbstverständlich in seinen Bauten nachweisen. Im Lande der Madjaren hat sich die Geschichte sehr viel rauher und zerstörerischer abgespielt, wie man in jedem Geschichtsbuch nachlesen kann.

Für uns bestätigte sich – wie so oft schon – die Erkenntnis, daß sich die Atmosphäre eines Landes, einer Stadt nicht durch die Schönheit oder Altertümlichkeit seiner Bauten manifestiert, sondern durch das Verhalten der Bewohner, durch ihren Charakter und ihre Sitten. Und da die Ungarn ein sympathisches Volk sind, haben wir uns in Budapest wohl gefühlt und werden nicht versäumen, bald wieder hinzufahren – trotz eventueller Visum-Schwierigkeiten.

Jede Anthologie offenbart den Geschmack ihres Herausgebers. Und nur die Subjektivität des Bearbeiters ermöglicht einen objektiven Querschnitt. Bei der ersten Anthologie von Autoren aus der DDR hat sich die Herausgeberin Hildegard Brenner als Schwerpunkt die Nachkriegsgeneration gewählt, also Angehörige jener Jahrgänge, die bereits in der DDR aufwuchsen und weder den Hitlerstaat noch die Bundesrepublik kennengelernt haben. Der Unterschied zu den Vertretern der Kriegsgeneration ist spürbar. Während in den Anfangsjahren das politische Lippenbekennnis formale Mängel aufwog, konzentrieren sich die jüngeren Autoren Ostdeutschlands auf stilistische Fertigkeiten. Die unbekümmerte Vitalität des proletarisch empfindenden Schriftstellers wird abgelöst durch das Kalkül junger Akademiker. Allerdings sollten wir diese allmähliche Wandlung nicht nur politisch interpretieren. Die Angehörigen der Kriegsgeneration haben durch Jahre an der Front und in Gefangenschaft einfach schlechtere Startbedingungen gehabt als die Nachkriegsgeneration in der DDR, die durchweg die Universität besucht hat. Ein Mann wie Karl Mundstock beispielsweise, Jahrgang 1915, hat einen antibürgerlichen Lebenslauf aufzuweisen wie keiner der Jungen. Er war politischer Häftling, Pakker, Fahrer, Fräser, Soldat und wiederum Häftling.

Unter den zweihundvierzig Autoren der Anthologie finden sich bekannte und weniger bekannte Namen. Vielleicht ist es richtig, vor allem diejenigen Autoren zu erwähnen, die mit originellen Beiträgen auffallen. Da ist Christa Wolf, Autorin des Bestsellers „Der geteilte Himmel“, vertreten mit einer anmutigen Impression, einem Text über einen „federleichten Nachmittag“. Das eigenwilligste Talent ist wohl Fritz Fries, dessen erster Roman in der Bundesrepublik, jedoch nicht in der DDR erschienen ist, bislang jedenfalls noch nicht. Er beschreibt ein Paar aus der Vorstellungswelt spanischer Emigranten in Dresden. Fries verbindet Assoziationen, in denen am Rande immer wieder Schatten der Erinnerung und damit Schatten des Krieges auftauchen. Im Gegensatz dazu steht die temperamentvolle Story von Erik Neutsch, der sich als Ich-Erzähler über einen korrumpten Redakteur empört. Rolf Schneider ist mit einer satirischen Prosa vertreten, die jedoch stellenweise peinliche Schnitzer aufweist. Weniger genial, aber dafür sehr informativ sind die übrigen Prosabeiträge von Rudolf Bartsch, Helmut Hauptmann, eine Reportage, Hermann Kant, Johannes Bobrowski, Max Walter Schulz.

Die Proben aus neuen Bühnenstücken von Boris Djarcenko, er stammt aus Estland, Helmut Baierl, Heiner Müller und Hartmut Lange, der jetzt in Westberlin lebt, sind unverblümte Auseinandersetzungen mit der politischen Wirklichkeit. Nach Brecht hat sich ein oft derber, explosiver Realismus entwickelt. Bemerkenswert ist die subtile Sprache der jüngeren Lyriker wie Friedemann Berger,

Uwe Gressmann, Reiner Kunze. Der formale Einfluß des französischen Surrealismus ist des öfteren spürbar. Hildegard Brenners Anthologie zeigt in mannigfältigen Schattierungen die Entwicklung einer engagierten Literatur, die jedoch auf propagandistische Töne verzichtet, wenn sie künstlerische Ambitionen verfolgt. Das paßt selbstverständlich nicht in das Konzept maßgebender Kreise in der Bundesrepublik. Es ist deshalb nicht überraschend, daß ausgerechnet die Korrespondentin eines Industrieblattes jetzt Hildegard Brenner Unterwerfung vor dem Ostberliner Kultusministerium zum Vorwurf macht.

*

Eine ungewöhnliche Ausstellung kam zu Beginn des Jahres in der Deutschen Akademie der Künste in Ostberlin zustande. Plakate, Fotos, Faksimiles und vor allem Bücher zeigten die Entwicklung jenes Verlages, der in der Weimarer Republik eine unvergleichliche Position einnahm, die des Malik-Verlages. Der reich illustrierte Ausstellungskatalog bietet auf 160 Seiten ein wichtiges Kapitel der noch ungeschriebenen Geschichte der Arbeiterliteratur in Deutschland. Der Name Malik stammte von dem hebräischen Wort Melech und bedeutet soviel wie Anführer. Die Gründer Wieland Herzfelde, sein Bruder John Heartfield und der Kreis um J. R. Becher und Piscator begannen mit Zeitschriften, aus denen sich dann der Buchverlag entwickelte. 1916 veranstalteten sie in Berlin den ersten Leseabend gegen den Krieg. 1918 erkannten sie, daß die Literatur dem Tempo des modernen Lebens nicht mehr standhielt und suchten die Öffnung zum Proletariat. Der Malik-Verlag entwickelte sich rasch zum Sammelbecken aller, die eine klassenlose Gesellschaft als ihr Ziel betrachteten. Die Rote-Roman-Serie und vor allem Volksausgaben sorgten für die Verbreitung des billigen Buches unter der mittellosen Bevölkerung. Die Deutschnationalen unterstellten dem Malik-Verlag zwar, er bekäme Rubel aus Moskau, doch das war eine unfromme Legende. Trotz seiner kompromißlosen Linie war der Verlag immer unabhängig. Neben den Romanen von Upton Sinclair, Maxim Gorki und Leo Tolstoi erschienen Jahr für Jahr aktuelle Bücher, die heftige Diskussionen auslösten. So Theodor Plieviers „Des Kaisers Kulis“, E. J. Gumbels Enthüllungen über die Fememorde, Isaak Babels „Budjonys Reiterarmee“, Walter Bauers „Stimme aus dem Leuna-Werk“, Balder Oldens „Hitlerbuch“ und die Autobiographie des falschen Hohenzollernprinzen Harry Domela; daneben Kunstmappen mit sozialkritischen Zeichnungen von Georg Grosz, die Verleger und Künstler vor den Kadi brachten. Von großer Bedeutung für den Verlag waren die Schutzmärsche von John Heartfield, dem künstlerischen Begründer der Fotomontage. So zeigte eine Anthologie von deutschen Schriftstellern im Exil die von einem Bajonett aufgespießte Taube als Symbol für Krieg und Verfolgung.

Über die Amsterdamer Provos gelangten bisher nur Meldungen aus zweiter Hand über den Rhein. Sensationsmeldungen, Schauergeschichten, wie einst von den Türken, als sie in Richtung Wien marschierten. Die Rauchbomben bei der Hochzeit der Prinzessin Beatrix mit dem schönen Claus brachten den Provos Schlagzeilen in der Weltpresse und Beulen an Köpfen ein, denn die holländische Polizei ist nicht ängstlicher als die deutsche, wenn es gilt, zuzuschlagen. Sind nun die Provos wirklich „Straßenterroristen“, wie die Polizei behauptet? Mit Hans Tuymann, 1942 in Indonesien geboren, kommt ein namhafter Provo zu Wort. Seine Aufzeichnungen spiegeln die Haltung dieser zornigen jungen Männer und Frauen wider, die gegen eine bürokratisierte und technokratische Gesellschaft protestieren, obwohl sie wissen, daß ihnen nur die Wahl zwischen Untergang und Anpassung bleibt. Aber warum sollen diese jungen aufsässigen Holländer schlechtere Bürger werden als jene, die bereits mit achtzehn Jahren zu verbeamteten Spießbürgern verkümmern? Die recht saloppen, ironischen Aufzeichnungen berichten von Auseinandersetzungen mit der Polizei – Tuymann hält den Rekord an Verhaftungen –, dem Straßenverkauf der eigenen Zeitschrift, Anschlägen auf Denkmäler eines ehemaligen Gouverneurs, Demonstrationen, übermütigen Gesprächen, Gammelunsitten. Am Rande erfährt der Leser, daß im kalvinistischen, prüden Holland eine Vereinigung für sexuelle Reform besteht, die überholte Moralvorstellungen durch praktische Aufklärung und Hilfe abschaffen will. Sind die Provos nur Rabauken? Nein, ihr Protest gegen die Welt der Erwachsenen ist der berechtigte Protest jeder jungen Generation, die glaubt, es besser machen zu können. Für das tiefere Verständnis dieser Gegner aller Ismen, die sich selbst als Anarchisten interpretieren, sind die literarischen Texte Tuymans aufschlußreich. Hohn und Sarkasmus stehen neben Trauer und Schmerz. Ihre Skala reicht vom ständig wiederholten „Halt dein Maul“, als „Amsterdamer Vers vom Artikel zum Schutz der Menschenrechte“ bis zu Wachträumen, von denen die Fabel des todesbereiten Mannes an Franz Kafka erinnert.

Horst Hartmann

Besprochene Bücher:

- „Nachrichten aus Deutschland“, herausgegeben von Hildegard Brenner, Rowohlt-Paperback 50
- „Der Malik-Verlag“, Ausstellungskatalog der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin
- Hans Tuymann „Ich bin ein Provo“, Joseph Melzer-Verlag, Darmstadt

Jazz- und Folk-Festival in Newport

In New York hatten amerikanische Freunde empfohlen: „In Newport wird es sehr heiß werden.“ Also läßt man seine Sachen für die kalten Tage in New York. Genau wie das kalifornische Journalisten-Ehepaar, das aus dem sonnigen Westen in das noch sonnigere Newport reisen wollte. Ebenso wie viele, viele andere.

Aber alle hatten sich geirrt. Kaum in Newport angekommen, goß es, stürmte es. Die Newporter schüttelten den Kopf, und den Festival-Veranstaltern schwante Böses. Die bösen Ahnungen erfüllten sich. Widriges Wetter sorgte dafür, daß mit rund 40000 Besuchern bei sieben Konzerten an vier Tagen 10000 weniger als erwartet gekommen waren.

George Wein aber tröstete sich und das Publikum über die Finanz-Misere hinweg: „Unsere finanzielle Basis ist trotz dieses Rückschlags sicher genug.“

Ein neuer Tag. Diesmal geht es mit einem Wagen zum Festival hinauf. Ausgeschlafen bereitet man sich für den „Workshop“ um 14 Uhr vor. Internationale Jazz-Tendenzen soll er unter der Anleitung des Flötisten Herbie Mann präsentieren. Seine fernöstlichen, orientalischen und brasilianischen Exkurse jedoch sind nicht weiter tief dringende Erinnerungen.

Interessanter schon klingt der Einschub eines Intermezzos, bei dem zu Herbie Mann der berühmte Trompeter Dizzy Gillespie, der Afrikaner Olatunji mit seinen drei Bonga-Trommeln und der deutsche Posaunist Albert Mangelsdorff stoßen.

Mangelsdorff ist durch Zufall nach Newport geraten. Mit der Hamburger Staatsoper und deren Inszenierung von Gunter Schullers Jazzoper „The Visitation“ in New York zu Gast, lag nichts näher, als kurz einmal in Newport anzurufen: „Ich bin da ja kein Unbekannter mehr“, erzählt Mangelsdorff, „nachdem ich bereits 1958 hier gespielt habe. George Wein lud mich darum auch sofort hierher ein.“

Der Vibraphon-Workshop nähert sich seinem Ende. Nun treten sie alle, die vorher Solo gespielt haben, noch einmal zusammen auf die Bühne, die Vibraphonisten Milt Jackson, Gary Burton, Lionel Hampton, Red Norvo und Bobby Hutcherson. Aber genau in diesem Augenblick bricht die drohende Wolkendecke entzwey, und ein Wolkenbruch ergießt sich auf das „Festival Field“. Die Regenschirme sind nicht schnell genug draußen, als man schon klitschnäß ist. Jedoch wer hat schon Zeit für einen Regenschirm, wenn vorn heißester Jazz geswingt wird.

Sie alle, die zuhören, kümmern sich nicht mehr um den Regen, jumpen auf die Klappstühle, schreien, singen, tanzen, springen in die Luft. Denn vorn wird ein wilder, mitreißender Jazz gespielt, machen fünf Vibraphone den kühlen Regen zu einem Schwitzbad.

Und dann gab es noch einen dritten Workshop, weniger eine Werkstatt als vielmehr ein Außenseiter-Konzert. Außenseiter Nummer 1 kam aus Deutschland. Rolf und Joachim Kühn waren mit Drummer und Bassist nach Newport eingeladen. Neben dem Ayler Trio sorgten sie für den neuesten Jazz auf dem Festival, obwohl sie in Deutschland keineswegs in der vordersten Reihe der Avantgarde stehen.

Hier aber, am letzten Nachmittag des Festivals, wieder hoffnungslos regen- und nebelverhangen, wußten viele Amerikaner mit ihnen kaum etwas anzufangen. Ratlosigkeit, wenngleich mit suchendem Interesse verbunden, äußerten sie in den Gesprächen. Das war ihnen zu neu.

Neu ebenfalls und zugleich der Höhepunkt des Festivals: Vor dem Kühn Quartett spielte „Don Ellis and his Orchestra“ aus Los Angeles. Beim Konkurrenz-Festival im kalifornischen Monterey hatte man ihn bereits als Bigband-Sensation gefeiert. In Newport bestätigte er seinen Rang. In seinem 21-Mann-Orchester gewinnen die einzelnen Gruppen wieder individuelles Gewicht, spielen zum Beispiel drei Schlagzeuger und ein Bonga-Spieler im selbständigen Quartett. Andererseits beugen sie sich durchsichtigen Formen wie denen der hochbetagten Passacaglia und schaffen sie einen ureigenen Sound, indem sie die Blechinstrumente elektrisch verstärken. Gegenüber diesem Auftritt mußten alle anderen fünf Bigbands zurückstehen. Keine Chance hatten da die Japaner, die „Sharps and Flats“, die Orchester von Woody Guthrie und Count Basie oder Lionel Hamptons „Alumni Orchestra“, selbst nicht einmal die neue traditionelle Bigband-Errungenschaft Buddy Richs nach ihrem grandiosen Triumphzug in den letzten Monaten.

Gegen Don Ellis verblaßten auch Stars wie Nana Simone, Dave Brubeck, das Modern Jazz Quartett, Wes Montgomery oder Max Roach, um nur einige Namen aus dem Reigen der über vierzig Bands zu nennen. Hier wurde plötzlich die vor sich hin swingende Jazz-Szene verunsichert. Hier bekam ein Festival einen Sinn, der über den des offiziellen Jazz-Jahrmarktes hinauswies.

Jazz-Jahrmarkt, Spiegelbild der kommerziellen Jazz-Szene – diese Etikette passen auf das Newport Jazz Festival 1967. Was Rang und Namen hat und ihn schon seit zwanzig, dreißig Jahren besitzt, hat ein Anrecht darauf, zum Festival eingeladen zu werden. Hier wird Geld verdient, und darum interessieren nur noch die Namen der Musiker.

Eine merkwürdige Beobachtung aber macht man, wenn sich die Jazzstars auf der Bühne vorstellen. Der größte Teil von ihnen ist älter als vierzig, nur wenige sind jünger als fünfunddreißig. Ähnliches zeigt sich im Publikum, das zu einem recht ansehnlichen Teil aus älteren Fans besteht.

Kurzum, da hat sich so fest wie die Festivalgäbe eine „Jazz-Szene“ in den USA etabliert, die in erster Linie aus der Vergangenheit lebt. Orientalische Reminiszenzen sorgen dann allenfalls noch für den nötigen Snob-Appeal.

Und doch, diese Beobachtung stimmt nicht ganz. Denn in Städten wie Chicago und New York spielen viele junge Musiker einen neuen, einen aktuellen Jazz. Sie allerdings werden nach Newport nicht eingeladen, sondern – wenn überhaupt schon – wie die Kühn-Brüder aus dem Ausland herangeflogen.

Newport Jazzfestival – das ist eine große Jazzshow, in ihrer Präzision und ihrem Niveau durchaus bestechend, aber zugleich bereits so sehr Routine, daß das Festival steril wird. Denn die Jazzshow muß die Experimente verstecken. Sie richtet sich an den breiten Geschmack und flüchtet sich in die Vergangenheit. Die Gegenwart bleibt verschlossen, vom Blick in die Zukunft ganz zu schweigen. Man muß als Festival-Fan dann schon auf Minuten wie die einer Don Ellis-Bigband hoffen. Zuweilen schleicht sich solch ein Ereignis in den totlaufenden Kreislauf, ihn ein wenig zu lädiieren.



Man kümmerte sich nicht um Politik und nicht um die Gesellschaft Bericht vom Newport Folk Festival 1967

das Städtchen verpflanzt, das als eines der reichsten und reaktionärsten im Land gilt. Unter dem freien Himmel auf der weiten, aber gut umzäunten und von Polizisten umwachten Festival-Wiese zelebriert.

An den ersten beiden Tagen des Sieben-Tage-Festivals tanzt man Volkstanz; den nächsten Tag genießen 3000 Kinder als ihren „Children's Day“. Und dann folgen die großen Konzerte an vier Abenden sowie die zahlreichen Workshops während der Tage. Die ersten Abende haben programmatische Titel. Zunächst sollen „Topical Songs“, das sind „Aktuelle Lieder“ oder im Platten-Business-Deutsch „Protestlieder“, vorgestellt werden, „von '76 bis '67“, also von Washington bis heute. Am nächsten Tag sammeln sich in New York verschiedene lokal-internationale Folklore-Gruppen zum Programm „New York, New York“. Am Abend vor dem Schlusskonzert schließlich wird oft allzu billige Country-Western- und Blues-Musik gespielt.

Also, drei traditionelle Abende. Denn der Topical-Abend wird nur in dem Augenblick aktuell, in dem Hedy West singt. Doch davon später. Jean Ritchie singt die heiteren Lieder ihrer Appalachen-Familie. Die „Balfa Frères“ spielen Cajun-Musik aus Louisiana. Wichtiger aber sind Sänger wie J. B. Smith. Zehn Jahre lang hat er in einem texanischen Gefängnis die Strafe für einen Mord abgebrüßt. Nun singt er Lieder, von Worksong und Blues beeinflußt, die in dieser Zeit entstanden sind.

Oder Jimmy Driftwood aus Arkansas, zwar altertümlich aussehend, aber doch einer von denen, die versuchen, auf alte Melodie-Schemata neue Texte zu schmieden. Schließlich als beste Vertreter des traditionellen Liedes in Newport die Briten, das junge Trio der „Young Tradition“ und die faszinierend monotonen Gesänge des Bergmannssohns und bildenden Künstlers Bob Davenport.

Lassen wir es mit diesen Namen bewenden. Dutzende wären noch anzufügen, hatte das Festival doch über zweihundert Mitwirkende. Aber kein Dutzend von ihnen wußte Lieder für die aktuelle Gegenwart zu singen.

Da mußte man sich an Sachfremdes halten, beispielsweise an zwei Theater, die allein vom Newport-Trend, weg vom en-

gagerten Folksong Festival hin zum trauten Folk Festival, profitierten. Durch die New Yorker Straßen zieht Peter Schumann, ein deutscher Einwanderer, sonst mit seinem „Bread and Puppet Theatre“. Riesige Puppen, böse Masken und eine wilde Jahrmarktsmusik vereinigen sich mit rücksichtslosen Texten zu einer bitterbösen Satire auf die amerikanische Politik. Hier ist Ur-Theater, manchmal mythisch überhöht, in Aktion, ohne Rücksicht auf politische Komplikationen.

Kein Pardon kennt auch das „Teatro Campesino“ aus Kalifornien. Dort wirbt es für den nun schon 22 Monate dauernden Streik der kalifornischen Farmarbeiter, denen es bislang nicht erlaubt ist, durch eine Gewerkschaft eine Verbesserung ihrer menschenunwürdigen Hungerlöhne zu erlangen. Das „Teatro Campesino“ klärt in seinen kurzen Lehrstücken und seinen von Revolutionspathos und Hoffnung erfüllten Songs mit viel Humor über die gesellschaftlichen Hintergründe auf und ruft zu Aktion und Solidarität auf.

Diese beiden Theater und einige wenige Lieder provozierten politische Aktion. Einige Tage später beim New Yorker Gastspiel des „Teatro Campesino“ kam es fast zur Saalschlacht. In Newport blieb es ruhig. Man nahm die bösen Kommentare hin und nickte beifällig.

Pete Seeger, der immerhin mit dem Song „Waist deep in the big muddy“ annähernd so etwas wie eine Vietnam-Allegorie sang, war es auch, der hinter Peter Schumanns desillusionierende und aggressive Theateraufführung Woody Guthries Song „This land is your land“ hängte, ein Lied, das wohl kaum jeder Amerikaner noch singen kann, wenn er weiß, daß im gleichen Augenblick Neger zusammengeschossen werden.

Oder Joan Baez, die weniger Politik und Gesellschaft mit ihren Liedern zu treffen suchte, als vielmehr sich für eine schöne Melodie begeisterte. So auf der Bühne, auf der Bob Dylan Jahre vorher die Diktatoren der Welt verklagt hatte, für eine Diktator-Hymne, die bolivianische Nationalhymne. Sie ahnte ihren Fehler, entschuldigte sich für den Text, aber sie sang. Wie ist es, sollten wir auch wieder ein Horst-Wessel-Lied singen dürfen, bloß weil uns die Melodie gefällt?

Es scheint, als wenn solche apolitische Haltung, solcher Hang zum Privaten, „weil es mir eben gefällt“, gar nicht mal nur für das Newport Festival, sondern für viele der jungen Folksinger typisch ist. Immerhin interessierten sie sich bei ihrem Newcomer-Konzert, der Sonntagnachmittags-Matinee, für private Querelen weit mehr als für das, was einige Meilen von ihnen entfernt geschah, im eigenen Land, zur gleichen Zeit. Und so meinte mancher Beobachter, weniger beim Folk Festival als vielmehr beim Monterey Pop Festival und in den Bars San Franciscos sei mittlerweile die Politik zu Hause.

Andererseits ist zu fragen, ob bei diesem wichtigsten Folksong-Treffen der Welt wirklich alle bedeutsamen, jungen Topical Singer, die Barden der aktuellen Kommentare, eingeladen worden waren. Die berühmtesten wie Tom Paxton, Phil Ochs und Janis Ian hatte man nicht gemacht. Kein einziger der „Race Singers“, keiner der jungen Negersänger war zu Gast. Die Rassentrennung begann bereits in Newport.



„Teatro Campesino“

Wenigstens einer von den jungen Leuten durfte in Newport gefeiert werden, Arlo Guthrie, ein Sohn Woody Guthries. In seinem Lied „Alices Restaurant“ benutzt der Einundzwanzigjährige seine Gitarre und eine Melodie nur, um seinen Text ab und zu zu skandieren und zu unterbrechen. Denn er erzählt eine Geschichte nach der anderen, plaudert wie ein Hüsch in Deutschland, improvisiert und kommt dann immer wieder zu dem Aufhänger zurück, dem Restaurant eines Mädchens, das vielleicht gar nicht existiert. Indem Arlo in seinen Geschichten die Gesellschaft attackiert, ist der Dylan-Fan in die Fußstapfen seines Vaters getreten und hat sich darangemacht, die Folksong-Position des Guthrie-Verehers Bob Dylan zu gewinnen.

Hautnaher aber noch wirkten Lieder einer Sängerin, die 1965 noch als beispielhafte Traditionalistin gefeiert worden war, die Protestlieder Hedy Wests. Von ihrem Europabesuch brachte sie Biermann-Lieder und ein Vietnam-Lied aus England in deutscher Übersetzung durch Erich Fried mit, das mutigste Lied des Festivals.

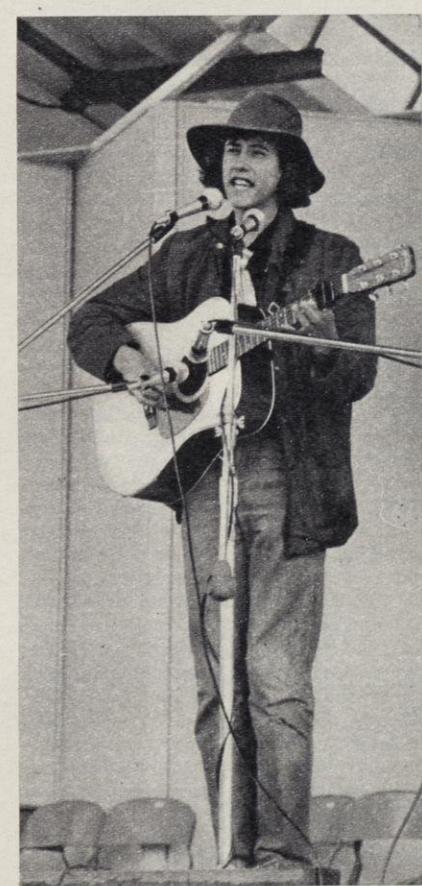
Jedoch, sie blieb allein. Denn das Festival hat sich verändert. Was vor Jahren die junge Generation nach Newport blicken ließ, war die Offenheit für neue Formen. Wer heute jedoch mit Rock-Elementen experimentiert, gilt den Newport-Planern als verdächtig: „Das ist bloß

Show Business.“ Als wenn nicht gerade der Traditionsummel in den USA ein gutes Geschäft wäre.

Der Stab der veranstaltenden Newport Folk Foundation, einer Non-Profit-Organisation, scheint die Rettung dennoch in der Vergangenheit suchen zu müssen. Sie ist ungefährlich, zumal wenn man sich, wie es geschieht, um Regierungszuschüsse kümmert. Sie schafft kaum Probleme. Aber dieser Trend trägt eine Gefahr in sich, die sich bereits in diesem Jahr abzeichnete. Nur die Zusage von Folk-Star Joan Baez konnte in letzter Minute die nötigen Zuhörer herbeilocken. Denn man verliert den Anschluß an die heutige Generation und verflüchtigt sich in eine oberflächliche, sentimentale Romantisierung der Vergangenheit. Die Zeit ist gekommen, ein neues Konzept zu finden. Daß es noch genügend neue Lieder gibt, davon berichten die wichtigsten amerikanischen Folksong-Magazine „Broadside“ und „sing out“ in jeder Ausgabe. Daß darüber hinaus in diesem Jahr aus Europa die wichtigsten Lieder kamen, sollte die Festival-Leitung dazu bringen, lieber einmal zehn eigene Veteranen im Folksong-Museum zu belassen und sich von fünf Europäern belehren zu lassen, daß man noch immer von Politik und von Gesellschaft im Lied zu singen vermag.

Rolf-Ulrich Kaiser

Arlo Guthrie



Mittelalter und 20. Jahrhundert

Ein Besuch in der polnischen Stadt Krakau während des Kurzfilmfestivals

Gießende Sonne, drückende Schwüle liegt über der mittelalterlichen polnischen Stadt Krakau am Rande der Hohen Tatra. Die alten Straßen mit den schmutzig-grauen, aber dennoch anheimelnden Häuserfassaden sind dichtgedrängt von Menschen; es ist kurz nach Mittag, man geht spazieren, trifft sich mit Freunden in einem der zahlreichen Straßencafés rund um den Marktplatz; junge Männer kaufen ihren Mädchen unter dem riesigen Denkmal des polnischen Nationaldichters Adam Mickiewicz bunte Blumensträuße; dazwischen sieht man Frauen mit gefüllten Einkaufstaschen vorbeihasten; eine Straßenbahn klingelt; Autos, nicht so viele wie bei uns, dafür aber verwegener Fahrer, rasan vorbei, die Fußgänger springen zur Seite. Niemand nimmt Notiz davon, daß heute in dieser Stadt ein Filmfestival eröffnet wird: das siebente Festival des polnischen Kurzfilms, dem drei Tage später das vierte Internationale Kurzfilmfestival folgt. Es hat sich nichts verändert in Krakau, seitdem ich dort vor drei Jahren zum erstenmal das Festival besuchte, nur ein paar Autos mehr im Straßenbild, und das Baugerüst um den wuchtigen Turm neben den berühmten Tuchhallen am Markt ist niedriger geworden. Aber der Trompeter, der zur vollen Stunde um 12 und um 16 Uhr sein Signal viermal in alle Himmelsrichtungen vom Turm der Marienkirche – deren größter Schatz der Altar von Veit Stoß ist – bläst, ist noch derselbe: immer noch rutscht er in eindrucksvollem Tremolo haarscharf an den richtigen hohen Tönen vorbei. Krakau 1967 – man wird unsicher in dieser Stadt, ob man sich wirklich im 20. Jahrhundert befindet.

Am Abend hebt sich nach einer bunten Trachtenschau und Volkstänzen, nach obligaten Eröffnungsreden, auf der Bühne der Philharmonie der Vorhang zur ersten Wettbewerbsvorstellung des polnischen Festivals, das im Laufe der folgenden drei Tage 56 Kurzfilme der neuesten Produktion aus Polen zeigt. Der Dokumentarfilm überwiegt eindeutig, und nur ein Zeichentrickfilm, „Das Pferd“ von Witold Giersz, eine mit kräftigem, an Ölgemälde erinnerndem Farbpinsel gemalte Ballade, hat internationales Format und bekommt den Großen Preis. Tadeusz Jaworski Dokumentarfilm „Der Sekretär“, der auf sehr polemische Weise von den Schwierigkeiten individueller sozialer Initiative in einem sozialistischen Staatsgefüge heute berichtet, bekommt nur den Zweiten Preis.

Nachts nach der letzten Vorführung ereilt verlockende Mundpropaganda alle diejenigen, die das Kino nicht vorzeitig verlassen haben: ein Mitglied des berühmten Krakauer literarischen Kabaretts im Keller unter den Widdern gibt einen Chansonabend extra für die Festivalgäste, Alkohol darf mitgebracht werden. Und so sitzen wir denn dichtgedrängt in dem winzigen Keller, drei Gläser, die immer wieder aufgefüllt werden, kreisen unter hundert Gästen. Der junge Sänger ist großartig, und es stört auch gar nicht, daß man die Texte nicht versteht. Hin und wieder übersetzt mir ein Pole, aber die nuancierten Pointen vermag auch er nicht in deutsch oder englisch wiederzugeben. Die Atmosphäre ist mit Esprit und Idealismus geladen wie in den Existentialistenkellern in Paris vor zwanzig Jahren. Einige Nächte später im selben



„Der Sekretär“

Regie: Tadeusz Jaworski

Keller: das reguläre Programm „Die Gnade des Imperators“ mit dem gesamten Kabarett-Ensemble, hinreißendes Temperament, Witz und Ironie auf der Bühne, im Publikum sitzende Filmregisseure werden aufgefordert mitzumachen (und sie tun es spontan), eine Pointe jagt die andere, dazwischen immer wieder die einzigartige Disease mit der kräftigen dunklen Stimme, Ewa Demarczyk, eine vitalere Gréco mit leichter Provo-Attitüde, die melancholische Liebeslieder ebenso beherrscht wie harten Beat.

Das Internationale Kurzfilmfestival bringt keine Sensationen. Der Grand Prix ist mehr oder weniger ein Gesinnungspreis, er geht an die amerikanische Fernsehreportage „Napalm“ von Don Lerner über einen Demonstrationszug der Einwohner von Redwood City in Kalifornien gegen die Produktion von Napalm-Bomben in ihrer Stadt und gegen deren Transport nach Vietnam. Dafür aber konnte der Pole Walerian Borowczyk, einer der bedeutendsten Trickfilmer der Gegenwart und seit Jahren in Paris lebend und arbeitend, wenigstens den

Spezialpreis für seinen im Vorjahr bereits auf der Berlinale ausgezeichneten Film „Rosalie“ verbuchen.

Nicht nur nächstes erwartet den Besucher Ungewöhnliches. Dem Frühaufsteher – oder Durchfeierer – bietet sich in der Frühe um 7 Uhr in der alten Dominikanerkirche eine kleine Sensation: die erste Jazzmesse in Krakau, komponiert von Tomasz Stanko, der als Trompeter in dem berühmten Quintett von Zbigniew Namysłowski spielt. Namysłowski gastierte mit seinen Musikern Anfang dieses Jahres in mehreren Städten der Bundesrepublik.

Früh aufstehen muß man auch für eine Fahrt in die phantastischen Salzminen von Wieliczka, 13 km von Krakau entfernt. Man kann nur staunen angesichts der riesigen unterirdischen Höhlen, die bis zu 60 m hoch sind, der Grotten mit glitzernden Wänden und Skulpturen, die von Bergleuten vor fast 1000 Jahren ins Salz gemeißelt wurden. 135 m unter der Erde ist ein Museum, in dem man unter den zahlreichen interessanten Ausstellungsstücken Korallen und Datteln, vor Millionen Jahren in durchsichtigen Salzkristallen erstarrt, bewundern kann. Und als Clou in einer der Salzkammern: ein unterirdischer Tennisplatz, der einzige dieser Art auf der Welt.

Aber es fahren auch Busse zu einem anderen Ziel 60 km westlich von Krakau, zum „Museum der Märtyrer“, wie es in Polen heute heißt – in das ehemalige Konzentrationslager Auschwitz. Weg von der faszinierenden kulturellen Atmosphäre der alten Jagellonenstadt, weg von der Schönheit ihrer mittelalterlichen Kunst- und Baudenkämler – dorthin, wo es keinen Zweifel mehr gibt: Wir schreiben das 20. Jahrhundert, anno 1967, 22 Jahre nach dem zweiten Weltkrieg.

Frauke Hanck

Drehort: Die Ostseeinsel Rügen

Ein westdeutscher Spielfilm entstand in Zusammenarbeit mit der Ostberliner DEFA

Dieser Tage gingen wieder einmal Dreharbeiten für einen neuen deutschen Spielfilm zu Ende. Titel: „Die Heiden von Kummerow“, nach dem gleichnamigen Roman-Bestseller von Ehm Welk. Regie führt Werner Jacobs („Heidi“, „Lausbubengeschichten“), Hauptrollen spielen Paul Dahlke, Ralf Wolter, Fritz Tillmann und Rainer Penkert. Das alles klingt nicht weiter aufregend.

Und doch sind die Umstände, unter denen dieser Film zustande kam, für bundesrepublikanische Verhältnisse nicht nur ungewöhnlich, sondern auch ein absolutes Novum in der westdeutschen Filmproduktion. Denn „Die Heiden von Kummerow“ wurden ausschließlich in der DDR, auf der Ostseeinsel Rügen, gedreht.

Walter Koppel, mit seiner Hamburger Real-Film einer der aktivsten Produzenten nach dem Kriege, dessen Firma vor vier Jahren auch den Weg alles Iridischen ging, hatte schon vor längerer Zeit die Rechte an Welks Roman (Auflage 1,7 Millionen) erworben. Inzwischen gelang es Koppel, ein neues Unternehmen auf

die Beine zu stellen: „Die Heiden von Kummerow“ sind die erste Produktion der „Neuen Realfilm Walter Koppel“ und die erste, die „unter technischer Mitarbeit des DEFA-Spielfilm-Studios“ entsteht. Die Vorarbeiten dafür wurden schon vor Jahren eingeleitet. Es begann damit, daß Ehm Welk, der im Dezember vorigen Jahres in Mitteldeutschland verstarb, selbst wünschte, daß sein Freund Walter Koppel das Buch verfilmen möge. Für beide stand allerdings fest, daß in Mecklenburg oder Pommern gedreht werden müßte, weil nur dort die authentische Landschaft und Atmosphäre des Dorfes Kummerow zu finden sei. 1965 begann Kurt Hahne mit der Bearbeitung des Romans, der, 1934 erstmals erschienen, ganz alltägliche, heitere und auch ein wenig dramatische Begebenheiten in einem Dorf erzählt. Kinder spielen dabei eine wesentliche Rolle; sie sorgen am Ende dafür, daß Ordnung und Harmonie wieder in das Dorf Kummerow einziehen. Die Verhandlungen mit der Ostberliner DEFA gestalteten sich naturgemäß nicht gerade einfach; schließlich war es das erstmal, daß eine westdeutsche Produktion einen ganzen Spielfilm in der DDR herstellen wollte. Doch die langwierigen Verhandlungen haben sich gelohnt: die Drehgenehmigung wurde er-

teilt. Das Drehbuch, so betont Koppel, wurde in keiner Zeile geändert. Es seien auch vorher keinerlei Auflagen im Hinblick auf das Buch gemacht worden. Die DEFA stellte das technische Personal, z. B. den Kameramann, die Cutterin, es wurde auf DDR-Filmmaterial (ORWO-Color) gedreht, auch kleine Rollen, vor allem aber die insgesamt 65 Kinder, wurden „drüber“ besetzt. Dieser „Leistungsvertrag“ mit der DEFA garantiert der staatlichen Ostberliner Filmgesellschaft außerdem die Rechte an dem Film für die DDR und alle sozialistischen Länder. Walter Koppel, Erfolgsproduzent von Filmen wie „Die dritte von rechts“, „Des Teufels General“, „Der Hauptmann von Köpenick“, „Zürcher Verlobung“, sagt selbst: „Unser Film soll ein heiterer Unterhaltungsfilm werden. Der Stoff bietet weder Anlaß zu Avantgardismus noch etwa zu politischer Problematik. Ich fühle mich auch ganz und gar nicht als politischer Missionar, ich will nur Filme machen. In „Die Heiden von Kummerow“ werden anständige Menschen gezeigt, mit ihren Vorteilen und Fehlern.“ Aller Voraussicht nach wird die Premiere dieses ersten „gesamtdeutschen“ Farbfilm Weihnachten stattfinden – wo, ist bis jetzt noch nicht bekannt.

Frauke Hanck

...alle Scheiben im Schrank? Interview mit Agnes Fink

Es gibt heute tatsächlich eine Sparte der Musik, an der alt und jung gemeinsam Freude haben: die Volksmusik – von den Teenagern und Twens Folklore oder Folksongs genannt. Bei der Aufmachung solcher Volksmusik scheiden sich die Geschmäcker allerdings wieder. Die Jungen lieben sie hart gesungen und mit Banjo oder Beat-Gitarren streng rhythmisch untermauert.

Folklore mit Gefühl

Die Älteren jedoch schätzen sie mehr, wenn sie gefühlsbetont aufgemacht ist, – etwa wie auf der Erfolgsplatte von Eurodisc „Die schönsten russischen Volkslieder“ (75575 XU). Sie gibt einen Querschnitt durch das Programm der LP's mit original russischer Volksmusik, die bei dieser Firma erschienen sind, seitdem Eurodisc mit der staatlichen Schallplattenproduktion der UdSSR einen Vertrag geschlossen hat. Wenn diese LP allerdings nicht auch genug Freunde unter jüngeren Leuten fände, dann könnte sie nicht schon monatelang an der Spitze der Bestsellerlisten stehen. – Der günstige Einführungspreis von 10 Mark genügt allein nicht zur Erklärung dieser Tatsache. Die Sänger und Ensembles, die die Aufnahmen gestaltet haben, verleugnen wohl ihre Gefühle nicht, aber sie tragen sie auch nicht unerträglich dick auf, wie das deutsche Volksmusik-Ensembles so gern tun. Arthur Eisen und besonders Iwan Petrow singen mit mächtigem, kultiviertem Baß die Volksweisen fast wie Kunstdichter, Ludmilla Sykina macht fast ein französisches Chanson aus dem von ihr vorgetragenen Lied, und die verschiedenen Chöre singen mit einer Härte, die man bei ihren europäisierten Ablegern im Westen (wie dem Don-Kosaken-Chor) so sehr vermisst. Glanzstück der Platte ist das Zigeunerlied „Geh fort, wenn die Seele übervoll ist“, von Rada Wolschanina herb und sehr ursprünglich gesungen. Ich gebe zu, daß mich nur diese Aufnahme wirklich fasziniert hat, aber auch mich verblüfft die technische Sauberkeit selbst der Laienensembles, und die nie übertrieben ausgewalzte Gefühlsstärke der Aufnahmen und ihr rhythmischer Schwung werden die meisten Zuhörer begeistern.

Ein besessener Pianist

Musik, mit Gefühl und Virtuosität gestaltet, das muß das Publikum packen. Eurodisc hat darum das hochromantische Klavierkonzert von Robert Schumann und das spätromantische von Edvard Grieg einmal nicht aus der sowjetischen Produktion übernommen, sondern von einem Magier des Klaviers einspielen lassen: von Shura Cherkassky (74099 KK). Was irgendwie romantischen Charakter hat, von Schubert bis Rachmaninoff, das ist Cherkasskys Domäne. Ein Mozart-Pianist, der glasklar und nüchtern-überschaubar die Form herausschält, ist er nicht. Und auch bei Schumann und Grieg kommt es ihm nicht auf das Detail an: Er will diese Musik für den Liebhaber erlebbar machen. Es ist erstaunlich, wie unter seinen Händen das Grieg-Konzert auch an den Stellen, an denen es die Grenze zur Unterhaltungsmusik mindestens erreicht, nachvollziehbar wird. Musik soll bei Cherkassky empfunden werden; selbst ein gelegentlich vorkommendes Vergreifen stört ihn nicht: er will mitreißen. Und auch wer das Schumann-Konzert von Giesecking, Arrau oder Richter gehört hat – und damit sicher nuancenreicher gespielt –, auch der wird zugeben müssen, daß Shura Cherkassky eine eigenständige und packende Version dieses Konzertes gibt – weil Cherkassky eben selbst ein (romantischer) Musik-Besessener ist.

Ein melancholischer Gitarrist

Zurück zur Folklore! Diesmal zur brasilianischen. – Es ist Joachim Ernst Brendt gelungen, das (meist) schallplattenscheue Genie unter den brasilianischen Gitarristen für SABA auf die Platte zu bannen: Baden Powell (er heißt so, weil sein Vater den gleichnamigen englischen Pfadfinderführer so sehr verehrte). Die LP, die dabei herausgekommen ist, heißt „Tristeza On Guitar“ (SB 15090). Und der Titel trifft die Grundstimmung dieser Scheibe genau: Immer, wenn der Meister zur Gitarre greift, bekommt selbst das ausgelassenste Musikstück noch einen leicht elegischen Einschlag. Dabei hat er eine Rhythmusgruppe bei sich von geradezu fantaschem „Balancado“ (das brasilianische Wort für „Swing“), mit besonderen, nur dort heimischen Rhythmusinstrumenten, die auch Baden Powell selbst gelegentlich bedient, um dann erst nachträglich – im „Playback-Verfahren“ – die Gitarrenstimme darüberzuspielen. Unaufhörlich wechseln die Besetzungen auf dieser LP: einmal spielt Baden Powell Solo-Gitarre, dann im Duo, Trio oder mit Rhythmusgruppe und Flöte. Und so verschafft die Scheibe denn einen vielseitigen Einblick in die brasilianische Folklore, in das südamerikanische Pendant zum nordamerikanischen Jazz.

Ein souveränes Altsaxophon

Moderner Jazz, von einem großen Künstler gespielt, hat meist eher etwas mit Konzertmusik zu tun als mit Folklore. Doch obwohl damit die Eingängigkeit gewiß nicht leichter wird, kann man von einem so großartigen Musiker wie Charlie Parker auch dann gepackt werden, wenn man nicht so viel vom modernen Jazz versteht. Verve hat diesem Meister in ihrer Reihe „Jazz Essentials“ ein Porträt gewidmet: „The Essential Charlie Parker“ (V 8409). Diese Reihe bringt zwar sonst nicht immer wirklich „das Wesentliche“ der herausgestellten Solisten. Doch diese LP bietet trotz der Begrenzung auf wenige Aufnahmejahre einen wirklich repräsentativen Querschnitt: Sie zeigt Parker zusammen mit Miles Davis und Dizzy Gillespie, mit Thelonius Monk, John Lewis und Oscar Peterson, mit berühmten anderen Solisten und zweimal sogar mit Streichern. Aber selbst die hervorragendsten Musiker überragt Parker noch deutlich durch seine unaufhörlich strömenden neuen und überraschenden Einfälle – und das will etwas heißen. Denn auch die Mitspieler haben sehr wohl Gelegenheit, ihr großartiges Können zu beweisen. Kurz: Dies ist eine LP, die in jede Bebop-Sammlung gehört.

Populärer Klavierjazz

Wer jedoch mehr für leicht eingängige (und doch gute) Kombo-Musik schwärmt, dem sei zum Schluß eine Capitol-LP empfohlen: „The Vintage Years“ (T 2529). Des verstorbenen Nat King Cole berühmtes Trio aus den vierziger Jahren wird hier mit gut ausgewählten Neuauflagen präsentiert. Freunde der Swingmusik werden das begrüßen, denn diese Aufnahmen zeigen King Cole nicht als „Schnulzler“, sondern als populären Jazzsänger – und mehr noch als begabten Jazzpianisten. Sogar eine Bebop-Scatgesang-Nummer ist unter den Titeln. Im Zusammenspiel mit dem Gitarristen Oscar Moore erreichte Nat King Cole damals einen auch heute noch originell wirkenden Klang. Der Einfallsreichtum und musikalische Geschmack dieser beiden lassen uns bedauern, daß Nat King Cole später ins kommerzielle Fahrwasser geriet und sein Trio auflöste. Gerade darum soll man Capitol dankbar sein für die Ehrenrettung, die die Firma dem Verstorbenen mit dieser LP bietet.

Euer Meggs

Harte Probearbeiten, Premiere, zwei Aufführungen an jedem Tag, trotzdem gab mir die Herzogin von Angoulême in „Napoleon und die hundert Tage“ Gelegenheit, sie zu interviewen. In ihrer Garderobe stand ich dann mit einem Blumenstrauß der sehr freundlichen, natürlichen, privaten Agnes Fink gegenüber.

Sie war in Recklinghausen schon mehrfach zu sehen. 1952 spielte sie in Shakespeares „Maß für Maß“, 1959 gastierte sie mit der Münchner Bühne, und 1967 sieht man sie hier wieder in dem sehr umstrittenen scheinbaren „Historiendrama“ von Gräbe. Ihre künstlerische Karriere verlief sehr steil, es wurden hohe Anforderungen an sie gestellt, denen sie durch Arbeit und Ehrgeiz gerecht wurde. Gegen den Widerstand ihrer Familie absolvierte Agnes Fink mit Auszeichnung die Schauspielschule in ihrer Heimatstadt Frankfurt am Main. Im schönen Heidelberg ließ man ihr keine Zeit, das Herz zu verlieren. Sie wurde dort aus ihrem ersten Engagement nach einem halben Jahr entlassen. Glück im Unglück, denn man bot ihr gute Rollen in Zürich, Leipzig, München, Stuttgart und Hamburg an. Sie arbeitete bei erfolgreichen Regisseuren. Mit Leonhard Steckel, der auch als König Ludwig XVIII. in „Napoleon und die hundert Tage“ zu sehen ist, spielte sie in den meisten Aufführungen zusammen.

Vor jedem Auftritt liest sie immer wieder ihren Rollentext durch, auch wenn sie ihn absolut beherrscht. Nach ihrer Meinung kann man die schauspielerische Leistung nicht in Worten ausdrücken, die Zwischenphasen sind das wichtigste. Die Reaktion von innen heraus, den Leuten glaubhaft zu machen, daß und warum Maria Stuart zum Beispiel so und nicht anders gehandelt hat – da geht ein geistiger Prozeß vor sich, den man nicht in Worte fassen kann. 1956 löste Agnes Fink ihren Vertrag in München. Das Fernsehen lockte die Schauspielerin vor die Kamera, doch sie kam dadurch wieder zurück zur Bühne. Im Jahr spielt sie nun ein bis zwei Theater- und ein bis zwei Fernsehrollen. Zuletzt sah man sie auf der Bühne und vor der Kamera als Maria Stuart. Bei den Festspielwochen in Zürich wird sie im nächsten Jahr eine Rolle in dem Stück „Der Kirschgarten“ von Anton Tschechow übernehmen. Obwohl Agnes Fink schon große Figuren wie die Alkmene, Maria Stuart usw. dargestellt hat, träumt auch sie von einer Rolle, die sie gern einmal spielen möchte: es ist die Cleopatra in „Antonius und Cleopatra“ von Shakespeare. Wo ein Stück aufgeführt wird, wer der Regisseur ist, welche Partner mitspielen und natürlich die Rolle selbst sind bei der Zusage jeweils maßgebend. Ihr Talent macht es ihr möglich, sich nicht auf bestimmte Personen festzulegen. Eine Managerin braucht Agnes Fink nur, wenn bei Fernsehstücken über Geldangelegenheiten diskutiert werden soll.

Freizeit ist auch für Agnes Fink ein seltener Zustand. In ihren Häusern in Zürich und München verbringt sie die freien Stunden mit ihrem Ehemann Bernhard Wicki. Doch diese Zeit wird auch der Weiterbildung gewidmet. Bücher, zum Beispiel von Grass, Böll, Dürrenmatt, Frisch usw., werden gelesen, Sprachen studiert, Ausstellungen und Vorlesungen an der Universität besucht und die Gelegenheit, neue Menschen kennenzulernen, genutzt.

Auch in Recklinghausen nahm sie in ihrer freien Zeit am Jazz-Work-Shop und



Agnes Fink

an einer Diskussion mit der Dramaturgin Rickert, den Schauspielern Schweiger, Mosbacher, Steckel im Rahmen des „jungen forum“ teil. Dieses offene Gespräch über das Stück „Napoleon und die hundert Tage“ war schon ein maßgebliches Ereignis für die Teilnehmer. Man kristallisierte folgende wichtige Erkenntnisse heraus:

Gräbe wollte seinen Bonaparte nicht als historische Gestalt verstanden wissen, sondern vielmehr als Symbol für alle Diktatoren dieser Welt. Die Tragik liegt darin, daß der Mensch, der die Massen verführt, immer dieselben Gesten benutzt und auch immer dieselben Worte. Gräbe stellt nicht fest, daß die Masse grundsätzlich manipulierbar ist, sondern er schildert, was sich manipulieren läßt. Irgend etwas von der Grundauffassung Grabbes ist uns, die wir in einer Art positiver Verzweiflung leben, sehr nahe. Die Gefahr einer Diktatur tritt heute nicht in der Gestalt einer offenen Gewalttherrschaft in Erscheinung, sondern auf bestimmten Gebieten, innerhalb derer sich der Mensch bewegen muß, in Behördenbereichen, im Arbeitsleben, im Einflußgebiet der Massenmedien. Auch hier kann falsches, die Wirklichkeit vernebelndes, zur Manipulierbarkeit des Menschen führendes Bewußtsein erzeugt und verbreitet werden.

Das Interview dauerte länger als vorgesehen, obwohl eine lockende Stimme sagte: „Hallo Süße, Udo, Ullrich und Heinz warten im Wagen auf dich, kommst du nicht mit ins Hotel? Draußen ist es sehr heiß“, wurde unser Gespräch fortgesetzt. Agnes Fink antwortete auf die Frage, ob sie noch einmal Schauspielerin werden wollte, mit einem nicht spontanen, aber ernsthaften Ja. In herzlichem Einvernehmen unterhielten wir uns, trotz tropischer Temperaturen, weiter auf dem Wege zu ihrem Hotel. Die Gesellschaft mit Hilfe von Kunst und Wissenschaft umzuformen in eine bessere Welt, ist mit Aufgabe der Ruhrfestspiele, der sich hier auch Agnes Fink verpflichtet hat.

Ingeborg Lilenthal

Kleine Geschichten um den großen Sport

Wenn ein deutscher Achter bei den Europameisterschaften der Ruderer im französischen Vichy in einem mexikanischen Leihboot an den Start geht, dann klingt das sicher recht kurios. Die Erklärung für diese seltsame Internationalität: Der Deutschland-Achter wurde bei einem Verkehrsunfall in den Alpen völlig zertrümmert. Das Boot, das auf den Namen „Moritz“ getauft ist, war auf dem Weg zum Silvretta-Stausee, wo unsere Ruderer mexikanisches Höhentraining durchführen wollten. Nun hatte das Olympische Komitee von Mexiko und der mexikanische Ruderverband in Deutschland einen Achter bestellt. Den lieh sich Ruderprofessor Karl Adam nun für seine Schützlinge. Ob er es den Mexikanern später als „Gebrauchboot“ billiger läßt?

*
Einem Weltrekord, den es gar nicht gibt, liefen die deutschen 800-m-Läuferinnen nach. Als sie im Rahmen des Länderkampfes Deutschland-USA über 3mal 800 m an den Start gingen, wollten sie schneller als 6:19,2 Minuten laufen. Diese Zeit war 1964 eine Staffel der Sowjetunion gelaufen. Als unsere Mädels „nur“ auf 6:21,0 Minuten kamen, trösteten sie sich damit, wenigstens den deutschen Rekord um 16 Sekunden (!) unterboten zu haben. Nachträglich stellte sich heraus: Die Zeit der sowjetischen Staffel war nie als Weltrekord angemeldet und darum auch nicht als solcher anerkannt worden. Wahrscheinlich war damals die Strecke zu kurz gewesen. So konnten sich die deutschen Läuferinnen verspätet doch noch über ihren Weltrekord freuen.

*
Kürzlich passierte einem namhaften Fußballspieler, dessen Name jedoch hier verschwiegen werden soll, ein Mißgeschick. Er war in einem Freundschaftsspiel in der Pause durch einen anderen Spieler ersetzt worden und saß auf der Reservebank. Als nun im weiteren Spielverlauf einer seiner Kameraden verletzt wurde, schickte ihn sein Trainer erneut ins Spiel. Flugs streifte er seine Trainingshose ab und wollte aufs Spielfeld stürmen. Doch sein Trainer hielt ihn am Trikot zurück und warf rasch eine Decke über ihn. Der Spieler hatte im Eifer des Gefechts vergessen, daß er in der Pause geduscht hatte und unter der Trainingshose im Freien stand...

*
Acht Schwergewichtsboxer kämpfen zur Zeit darum, wer den Titel eines Weltmeisters im Schwergewichtstragen soll, nachdem man ihn Muhammed Ali wegen „Wehrdienstverweigerung“ widerrech-



Leichtathletik-Länderkampf Deutschland-USA in Düsseldorf. Die beiden Amerikaner Turner (l.) und Carlos gewannen den 200-m-Lauf nach Gefallen. Jellinghaus und Eigenherr wurden klar distanziert.
Foto: Horstmüller

lich abgenommen hat. Aber jener Boxer, den „Box-Papst“ Nat Fleischer als nach Muhammed Ali stärksten Boxer in der Weltrangliste führt, den Olympiasieger von 1964 Frazier, ist an dieser Ausscheidung nicht beteiligt. Also wird am Ende wohl der drittbeste Schwergewichtler der Welt den Titel erhalten. Ein Unding? Nein, ein gutes Geschäft. Denn für den neuen Meister hat man gleich einen zugkräftigen Herausforderer auf Lager. Und wenn sonst nichts zieht, kann man den Sieger dieses Kampfes dann immer noch

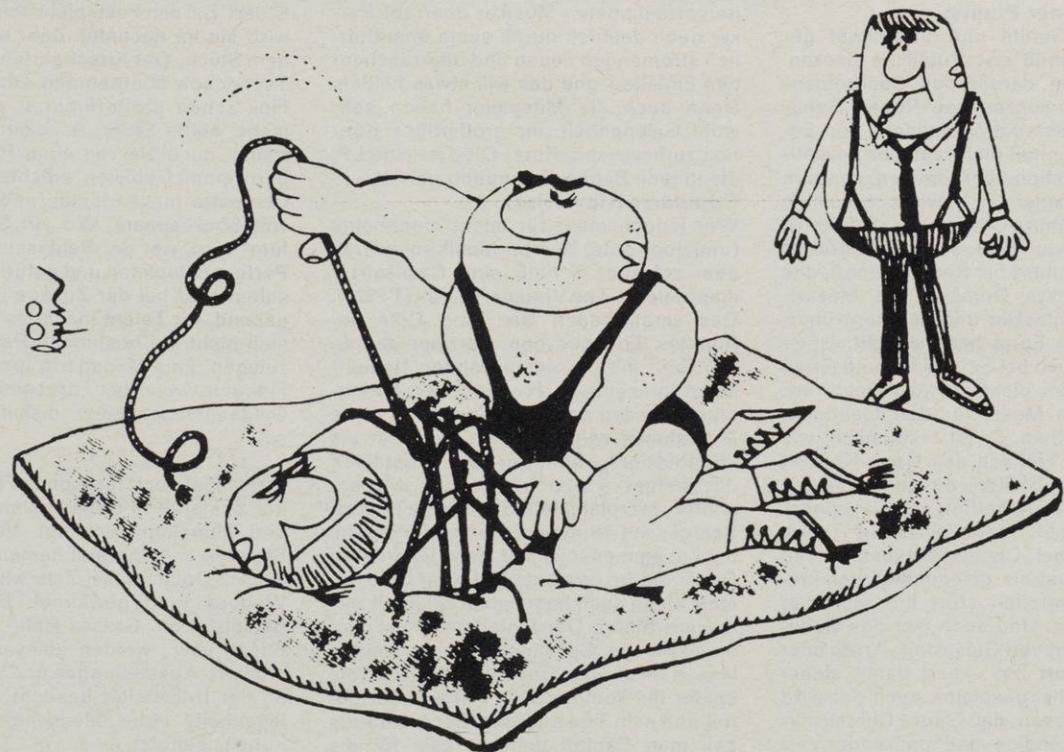
gegen den entthronten Ali stellen. Das Geschäft ist gesichert.

*

Der Präsident des Nationalen Olympischen Komitees von Schweden ist ein Ehrenmann. Er will sich weigern, die vom IOC verschickten Formulare zu unterschreiben, in denen die Länder versichern, daß ihre Athleten nicht gegen die von Avery Brundage erlassenen Amateurbestimmungen verstößen haben. „Lieber trete ich zurück“, sagte Mats Carlgren. Gleichzeitig forderte er den

Rücktritt des IOC-Präsidenten Brundage wegen völlig veralteter Vorstellungen. „Dieser Mann will die Sportler der Welt zu Lügnern machen. Denn nur wenige der heutigen Spitzensportler könnten guten Gewissens diese Erklärung unterschreiben.“ Wie gesagt, Herr Carlgren ist ein Ehrenmann. Einer von jener Sorte, die sich nicht blindstellen.

Willy B. Wange



Perfekter Sieg